

## **Vergißeinnicht 1920**

2 (1920)

---



# Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Würzburg, Pleicherring 3.

38. Jahrgang.  
Nr. 2.

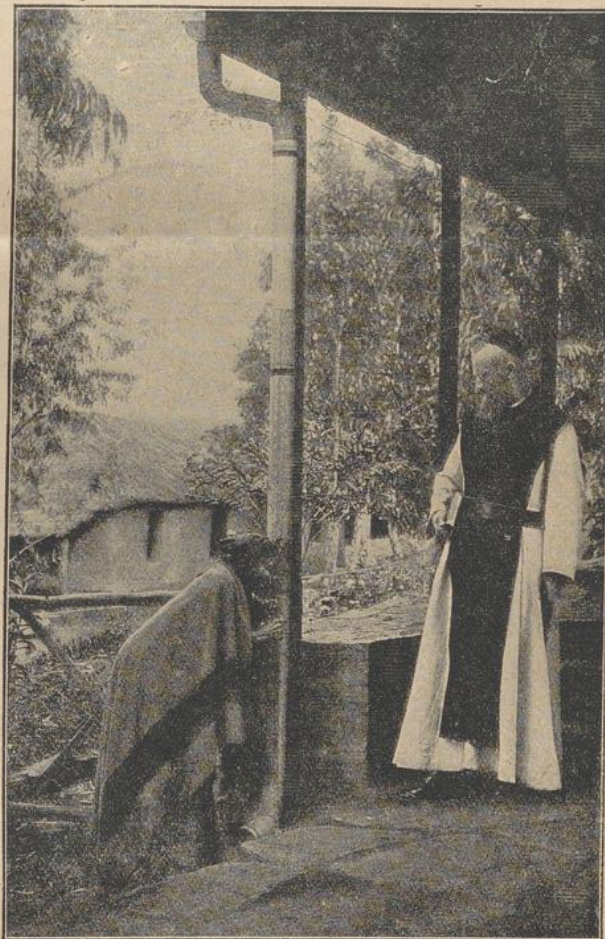
Er kommt monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 2.50,  
direkt franco zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunsten der armen  
Heiden in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlskarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Nürnberg Nr. 194.



Würzburg  
Februar 1920.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohlthätern  
unserer Mission  
einen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohlthäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Klosterkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

Pauline erhält Besuch von einem alten Mütterlein.



## Maria, meine Mutter.

Erde und Himmel strahlen wieder  
Mir dein engelgleiches Bild,  
Tausend Namen, tausend Lieber,  
Preisen dich, o Jungfrau, mild.  
Ja, dein Name gießt vor allen  
Trost und Lieb' in's Herz hinein.  
Ewig soll er widerhallen,  
O Maria, Mutter mein!

Könnt ich etwas Süß'res denken:  
Du willst meine Mutter sein?  
Du willst meine Pfade lenken,  
Läßest nirgends mich allein!  
Wo ist Treu' wie Muttertreue?  
Kann ein Name trauer sein?  
Täglich wächst die Lieb' auf's Neue,  
O Maria, Mutter mein!

Wenn Gefahren mich umtürmen,  
Hält mich Deine Mutterhand,  
Mag es toben, mag es stürmen,  
Deckt mich schützend Dein Gewand.  
An dem treuen Mutterherzen,  
Schlummr' ich sanft und sicher ein,  
Ruf in Freuden, ruf in Schmerzen:  
O Maria, Mutter mein!

## Aus der Zeit der Gründung der Mariannhiller Missionsstation Mariagezell.

Erinnerungen von Br. Servulus Dütsch, C. M. M.

Es war im Jahre 1892. Am Fuße der Drauzenberge war von Mariannhill eine große Farm angekauft worden mit der Absicht, dort eine neue Missionsstation zu gründen. Diese sollte nunmehr besetzt werden. Das heilige Osterfest war schon nahe. Dieses fällt nun in Südafrika in die Winterzeit, eine für damalige Reiseverhältnisse äußerst ungünstige Zeit. Eisenbahnen gab es damals nämlich noch nicht und so mußte alles mit Ochsenfuhrwerken landauf landab befördert werden. Mit welchen Schwierigkeiten man dabei zu kämpfen hatte, speziell in der Winterzeit, kann nur der so recht begreifen, der selbst jahrelang solches Fuhrwerk geleitet hat. Während der monatelangen Reise nämlich müssen die Ochsen mit dem Futter vorliebnehmen, das sie auf den Ausspannplätzen auf der Weide finden. In der Winterzeit aber, in der es hier 6 Monate nicht regnet, ist das Gras schon überall dürr und trocken, von der Sonne ganz ausgebrannt und somit das Futter spärlich und schlecht. Trotzdem müssen die Ochsen Tag für Tag die großen Anstrengungen leisten. Außerdem setzt um diese Zeit auch eine ziemlich empfindliche Kälte ein, so daß das an warmes Klima gewohnte Küstenvieh sehr darunter leidet und daher auch nur schwer vorwärts kommen kann. Unter diesen Umständen war es natürlich gerade in der Winterzeit äußerst schwierig, Fuhrleute für eine solche Reise zu finden. Auch wir konnten keine aufreiben.

Ich war damals Feldschaffner in Mariannhill. Eines Tages nun wurde ich gefragt, ob ich denn nicht die „Reisekarawane“ führen wollte. Man machte mir natürlich den Mund etwas wässerig über die schöne Fahrt, damit ich leichter anbeißen sollte. Zuerst redete ich nun mit meinen schwarzen Fuhrleuten und frag sie, ob sie wohl Lust hätten, unter meiner Führung die weite Reise mitzumachen. Nach langem Hin- und Herreden erklärten sie sich einverstanden; sie wollten, wie sie sagten, ganz gerne auch einmal ein anderes Land sehen. So erklärte ich mich denn auch meinerseits bereit, die Karawane zu führen und ich erhielt auch gleich den Auftrag, noch vor Ostern mit 4 Wagen zu je 18 Ochsen nach unserer Station Lourdes zu fahren, um verschiedene Frachten dorthin zu befördern. Lourdes sollte der Sammelplatz sein; von dort aus sollte unsere „Bergmüdigkeitsreise“ angetreten werden.

Die Reise nach Lourdes ging nicht ohne allen Zwischenfall ab. Gegen Ende der ersten Woche kamen wir an den Unkomaziberg. Wir hatten da eine Steigung von 700 Metern zu überwinden. Zumeilen ging es ganz steil bergan. An einer recht steilen Stelle mußte uns unglücklicherweise die Sperre an einem Wagen. Die Straße war dort aus dem Berge herausgegraben. Auf der einen Seite stieg der Berg steil in die Höhe, auf der anderen Seite ging es tief ins Tal hinab. Es bestand die größte Gefahr, daß unser Wagen mitsamt dem Gespann von 18 Ochsen den Berg hinunterrutschen würde. Doch da kam uns, ich muß schon sagen, ein glücklicher Unglücksfall zu Hilfe. Der Ochse nämlich, der auf der Bergseite des Weges zunächst am Wagen ging, stürzte zusammen und zog im Fallen den Wagen auf die Bergseite hinüber, so daß ein Abrutschen verhindert wurde. Dem Ochsen wurde allerdings ein Vorderbein zerquetscht. Auf seinen drei gesunden Beinen hinkte er noch mit bis zur Missionsstation Mariathal, wo er dann geschlachtet wurde. Die Station mußte uns dafür einen guten Ochsen bis zu unserer Rückkehr leihen. Bis Lourdes waren wir 14 Tage unterwegs und trafen dort gerade kurz vor dem hl. Osterfeste ein. Mit großer Freude feierten wir noch dieses Fest mit und ersuchten uns vom Auferstandenen Gnade und Segen für all die Vorfälle, die uns auf unserer Weiterreise noch entgegenstehen würden.

Während der Charwoche hatten wir vollauf zu tun, unsere Wagen herzurichten. Es waren 4 große, schwere Ochsenwagen, jeder etwa 5 Meter lang und von 30 bis 40 Zentner Eigengewicht. Die Hinterräder an diesen schweren Wagen haben eine Höhe von 1,70 Meter und die Spurweite beträgt ebenfalls 1,70 Meter; letzteres ist deshalb, um bei den schlechten Wegverhältnissen den Wagen vor dem Umstürzen zu bewahren. Für jeden Wagen hatten wir ein Gespann von 18 Ochsen, so daß also unsere Karawane im ganzen 72 Ochsen umfaßte. Für so viele Futter mitzunehmen, ist — das sieht jeder ein — ein Ding der Unmöglichkeit, denn sonst hätte man ja gar keinen Platz mehr für die Fracht. Die Ochsen müssen sich mit dem Gras begnügen, das sie auf den Ausspannplätzen finden. Diese Fütterei ist auch mit ein Grund, warum man so viele Ochsen für einen einzigen Wagen braucht; die Tiere können bei dem mangelhaften Futter nicht soviel leisten. Für die notwendigen Weideplätze ist in der Weise gesorgt, daß jeder Farmer 5 Prozent seiner Farm den Fuhrleuten solcher Karawanen



überlassen muß und zwar muß es ein Platz sein, an dem auch Wasser zu finden ist. Auf jeder Farm kann man also ausspannen. Ein solcher Ausspannplatz ist gewöhnlich alle 10 Kilometer, die mit den Ochsen normalerweise in drei Stunden zurückgelegt werden.

Dreimal im Tage wird ausgespannt, so daß die Ochsen dreimal fressen und trinken können. Der Abendausspannplatz bildet zugleich das Ruhequartier für die Nacht.

Mancher Leser wird da vielleicht fragen, was wir denn alles auf unsere 4 Wagen verladen haben. Kurz gesagt, die ganze Erstlingseinrichtung für die neue Missionsstation wurde darauf verstaut. Eine Menge Bret-

solste. Außerdem hatten wir noch 5 schwarze Fuhrleute und 5 Ochsenbuben. Ein Schwarzer war uns noch beigegeben als Dolmetscher; unsere Reise führte nämlich in ein Gebiet, wo die Sesuto Sprache gesprochen wurde, deren wir nicht mächtig waren. Die Fuhrleute erhielten damals monatlich 20 Mark, die Ochsenbuben 6 bis 10 Mark. Dazu bekamen sie noch die Beföstigung, die dreimal täglich aus Maisbrei, der in Wasser gekocht wurde, bestand. Während der Reise war — wie es bei diesen Ochsenfuhrwerken immer der Fall ist — einer der Ochsenbuben der Koch. Daß man bei derartigen Mahlzeiten oft die Augen schließen muß, kann man sich leicht denken.



Unsere „Schweizer“ in St. Paul (Patres, Kleriker und Brüder).

ter wurde jedoch auch mitgenommen, um an Ort und Stelle Tische und Stühle daraus herzustellen. Sorgfältig mußte erwogen werden, was man denn mitnehmen sollte; denn — wohlgemerkt — wir zogen an einen Ort, wo noch gar nichts hergerichtet und wo 20 Stunden im Umkreis nichts zu kaufen war; das nächste Ochsenfuhrwerk kam erst wieder in 6 Monaten auf die so weit entlegene Station. Jeder Wagen nahm ein Gewicht von 60 Zentnern auf, so daß wir im Ganzen 240 Zentner verladen konnten. Neben den 4 Wagen hatten wir dann auch noch einen kleinen Karren, auf dem der für die Missionsstation bestimmte Ofen mitgeführt wurde. Nachdem wir uns auch noch mit den nötigen Lebensmitteln, hauptsächlich Mehl, versehen hatten, war unsere „Karawane“ reisefertig.

Von Lourdes an begleitete unseren Zug Br. Romuald, der als Koch für die neue Station bestimmt war und Br. Firmus, der das Amt eines Feldschaffners übernehmen

sollte. Ein Kaffernjunge findet nämlich auch gar nichts Besonderes daran, in Ermangelung eines Kochlöffels, der unterwegs nicht selten verloren geht, den Brei mit einem Stück Holz umzurühren, das am Joch für die Ochsen befestigt ist und den ganzen Tag an diesen Tieren scheuert. Doch Hunger ist der beste Koch und nach des Tages Last und Hitze schmeckt auch der Brei ganz gut. Gleich nach dem hl. Osterfeste wollten wir abreisen. Zunächst galt es, die 72 Ochsen einzuspannen. Dieses Geschäft vollzieht sich schneller, als man denken möchte. Ein Ochsenjunge läuft auf die Weide, um die Tiere herbeizuholen. Einer der Fuhrleute stellt sich mit ausgebreiteten Armen der ansprengebenden Herde entgegen und bringt sie so zum Stehen. Ohne weiteres stellen sich dann die Ochsen in Reih und Glied, Kopf an Kopf nebeneinander auf. Bei jedem Tiere wird nun an den Hörnern ein Riemen befestigt und daran wird Stück für Stück zum Wagen hingeführt. Immer zwei Ochsen, die nebeneinander stehen,



bekommen nun ein Joch auf den Nacken gelegt, d. i. ein Stück Holz von etwa 15 Zentimeter Durchmesser, an dem in der Mitte die drei Meter lange Zugkette befestigt ist. Bei jedem Tiere geht vom Jochbalken links und rechts ein Stück Holz herab, die Jochschiene. Unter dem Halse des Tieres sind diese beiden Holzstücke mit einem Lederriemen verbunden, sodaß das Tier nicht heraushäuten kann. Jede Zugkette ist mit Hacken und Riemen versehen; so wird eine Kette in die andere eingehängt, sodaß schließlich zwischen den 18 Ochsen eine fortlaufende Kette bis zum Wagen hin läuft. An der Wagendeichsel ist auch ein Joch befestigt, das die zwei stärksten Tiere tragen. Die Verteilung der Tiere geschieht immer in der Weise, daß dem Wagen zunächst die stärksten und faulsten und langsamsten Ochsen gehen; weiter nach vorn werden dann immer die schnelleren angereiht. Das vorderste Ochsenpaar wird von einem Jungen an zwei Riemen geführt. Ein Leitseil kennt man nicht. Der Fuhrmann selbst trägt ein lange Peitsche in der Hand. Dieselbe besteht in einem Bambusstock von etwa 4 Meter Länge, an dem ein ungefähr 4 Meter langer Riemen aus Rhinoceroshaut mit einem zwei Meter langen Vorhang aus Rehlleder befestigt ist.

Es dauerte nicht lange, so waren unsere 4 Gespanne hintereinander aufgestellt. Nun konnte die Abfahrt beginnen. Zunächst werden die Tiere so angeordnet, daß die Zugkette in der Mitte ganz straff ist. Nun fängt der Fuhrmann aus Weisheitsgründen zu schreien an und ruft seinen Ochsen zu: „Bambani, madoda, hambaka, tek!“ (Haltet fest, ihr Männer! Los, Hü!) Dann folgt ein Knall mit der Peitsche und die ganze Kolonne setzt sich mit einem Ruck in Bewegung. Falls aber, wie es auch vorkommt, der eine oder andere der gehörnten amadoda diesen Ruf nicht verstehen sollte oder wollte, dann wird er vom Fuhrmann sofort mit Namen aufgerufen und bekommt außerdem eine Pulage mit der Peitsche, sodaß er kopfschüttelnd und brummend auch vorwärts geht.

So zogen wir denn hinaus in die uns unbekannte Landschaft, unserem fernen Ziele entgegen. Wenn ich jetzt zurückblicke auf diese lange Reise, dann muß ich schon sagen, daß ein guter Engel unser Begleiter war, der uns aus so manchen Schwierigkeiten wieder gnädig herausgeholfen hat.

Wir fuhren in der Richtung gegen Sneezwood zu. Da uns aber, wie schon erwähnt, das Terrain vollständig unbekannt war und außerdem im Laufe des Tages ein dichter Nebel eintrat, sodaß wir gar nichts mehr sehen konnten, so war es uns trotz unseres vielen Suchens unmöglich, die Straße zu finden, auf der die Ochsenfuhrwerke gewöhnlich fahren. Wir machten also Halt und blieben dort über Nacht. Am andern Morgen schickten wir einen Kaffern nach Lourdes zurück, um einen des Weges kundigen Mann zu holen; dieser brachte uns dann auch glücklich auf die Straße hinaus.

Hier dürfte es vielleicht nicht uninteressant sein, zu hören, wie der Lagerplatz und das Nachtquartier bezogen werden. Ist es schon sehr spät Abends, wenn man an den Lagerplatz kommt und sind auch die Ochsen schon sehr ermüdet, so werden die Tiere am Joch festgebunden und alles begibt sich dann zur Ruhe. Ist es aber noch nicht allzu spät und sind auch die Ochsen noch nicht allzusehr ermüdet, dann werden sie noch ausgespannt, zur Tränke geführt und dann auf die Weide getrieben. Die Fuhrleute richten unterdessen das zerbrochene Geschirr wieder her. Einer von den Ochsenjungen — die übrigen hüten das Vieh — waltet seines Amtes als Koch. Gefocht

wird in dreifüßigen, eisernen Töpfen: als Feuerungsmaterial dient gewöhnlich Kuhmist, der in der Sonne getrocknet wird. Das Hauptgericht ist Maisbrei; an besonders festlichen oder mühevollen Tagen kommt noch etwas Zucker oder Del dazu. Gegen 11 Uhr Nachts werden die Ochsen wieder von der Weide geholt und an das Joch gebunden, damit sie des Nachts nicht fortlaufen können. Geschlafen wird in sehr primitiver Weise. Jedermann hat einen Sack bei sich, in dem Leibwäsche und eine wollene Decke untergebracht ist. Dieser Sack wird auf den Boden gelegt und dient als „Matratze“, die ausgezogenen und ineinandergesteckten Stiefel dienen als „sanftes“ Kissen, die wollene Decke dient als Zudecke. Die große Wagendecke wird über den ganzen Wagen gezogen, so daß sie links und rechts bis auf den Boden herabhängt und — der Schlafraum ist fertig. Alles liegt unter dem Wagen friedlich nebeneinander, ganz vorne an der Deichsel der Fuhrmann, damit er es gleich hören kann, wenn Nachts bei den Ochsen etwas vorkommen sollte. Die Weiterfahrt am Morgen beginnt, sobald man im Dämmerlicht die Hörner der Ochsen unterscheiden kann.

Nun zurück zu unserer Reise! Wir fuhren wohlgeut gegen Koffstadt zu. Auf dem Wege dahin überfiel uns ein furchtbarer Sturm. In Strömen goß der Regen hernieder. Unser Nachtlager schlugen wir zwischen zwei Felswänden auf, aber auch da fanden wir keinen Schutz; der Sturm tobte so, daß er uns fast die wollenen Decken vom Leibe riß. Schon am frühen Morgen zogen wir weiter. Die Straße starzte in einem unbeschreiblichen Schmutz. Je näher wir der Stadt kamen, desto schlechter wurde der Weg. Wir fuhren durch Koffstadt durch bis zum Durbach, der infolge des tagelangen Regens hoch angeschwollen war. An seinem Ufer bezogen wir unser Lager. Wie das aussah in dem von dem Regen in einen Sumpf verwandelten Boden, kann man sich denken. Wir kehrten darum nach Koffstadt zurück und gingen dort zu deutschen Schwestern: diese brachten uns in ihrer Sakristei unter, wo wir sanft, friedlich und trocken schlafen konnten. Da aber die Schwestern sehr arm waren und auch fast nichts zum Leben hatten und darum für uns — 8 Personen — natürlich keine Lebensmittel abtreten konnten, so erbarmten sich die Katholiken von Koffstadt und brachten reichlich Lebensmittel herbei. Hr. Rivard, der vor der Stadt zu unserer Karawane gestoßen war, fragte sie, woher sie auf einmal so viele Lebensmittel bekommen hätten; da erzählten sie den Hergang und fügten bei, wir sollten nur alle 14 Tage kommen; denn nun hätten sie wenigstens für einen halben Monat Almosen erhalten. In Koffstadt schlossen sich uns noch P. Arsenius und Br. John an; der letztere war als Katechet für die neue Missionsstation bestimmt. Nun hatten wir auch das große Glück, alle Tage der hl. Messe beizuwohnen, die auf der Straße bei einem der Wagen gefeiert wurde. (Fortsetzung folgt.)

## Ostern und weißer Sonntag in Südafrika.

Von P. Hermann Arndt, C. M. M.

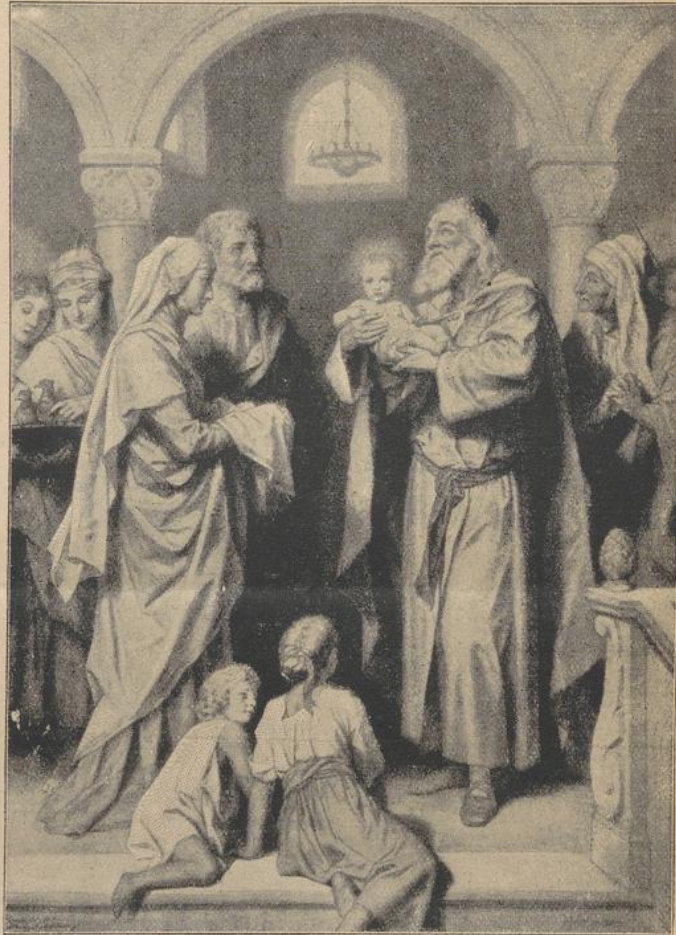
Lourdes. — Die Osterwoche und der weiße Sonntag dieses Jahres (1919) waren hier auf unserer Missionsstation Tage voller Arbeit, aber auch Tage inniger Freude. Die Arbeit für die Missionare begann schon am Dienstag in der Charwoche. Die drei Priester teilten sich darein. Unser Hochw. P. Superior Bonaventura ging nach der Außenstation Dumisa zum Beicht hören. Hochw. P. Damianus ging nach St. Bernhard



und mich, als den jüngsten der „Kapläne“ jandte P. Superior nach dem eine Reistunde von Lourdes entfernten Nhembe. Am Mittwoch war großer Beichttag auf der Station selbst. Bis in die Nacht hinein waren die drei Beichtstühle umlagert. Die schöne Frucht dieser Arbeit zeigte der Gründonnerstag: während der feierlichen Hochmesse empfingen etwa 1100 schwarze Christen die Osterkommunion. Bei der hl. Messe fungierte ich als Diakon. Als ich die Scharen an der Kommunionbank sich drängen sah, schweiften meine Gedanken unwillkürlich hinüber nach der deutschen Heimat und ich dachte, ob wohl dort heute auch eine Kirche ist, in der 1100 Christen ihre Osterkommunion halten. Gar innig bat ich da den göttlichen Heiland in der Brotsgestalt, er möge der Welt, vor allem aber unserem lieben Vaterlande, recht bald wieder geordnete Verhältnisse geben und bald wieder Zucht und Ordnung herstellen. Ich habe wohl schon öfters hier in Afrika solche Massenkommunionen gesehen, aber noch nie ward ich dabei so an mein unglückliches Vaterland erinnert wie in diesem Jahre. Möchten doch auch in der Heimat alle zu dem eilen, der in ihrer Mitte im Tabernakel wohnt und auch heute noch immer seine Arme ausbreitet und uns allen die überaus tröstlichen Worte zuruft: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid und ich will euch erquicken.“

Am Mittwoch in der Osterwoche war großer Taustag. Im ganzen empfingen 162 Erwachsene, 52 Männer und 110 Frauen, dieses hl. Sakrament. Unter ihnen waren auch 48 Protestanten, die in die katholische Kirche aufgenommen wurden. Ueberhaupt gibt es hier in Südafrika viele Protestanten, die, wenn sie einmal den katholischen Gottesdienst mit eigenen Augen gesehen und die kathol. Lehre mit eigenen Ohren gehört haben, sich sehr bald zum Unterricht anmelden. Sie müssen allerdings wie die Heiden unterrichtet werden; denn die meisten, ja man darf sagen, beinahe alle wissen vom Christentume fast nichts, als nur die 10 Gebote Gottes, einige Lieder und hie und da noch ein Gebet. Ueber die katholische Kirche dagegen wissen sie viel, allerdings nur Verleumdungen. Am Donnerstag nach Ostern begannen für die Erstkommunikanten als Vorbereitung auf die hl. Kommunion die Vorträge und geistl. Uebungen; zu diesem Zwecke blieben die Erstkommunikanten vom Donnerstag bis Montag nach dem weissen Sonntag auf der Station. Während der Uebungen ereignete sich ein trauriger Zwischenfall. Es war am Donnerstag Mittag gegen 12 Uhr. Die drei Priester der Station waren alle in der Kirche und übten mit den Erstkommunikanten das Hinzutreten zur Kommunionbank. Solche Uebungen muß man hier mit den einfältigen Schwarzen wiederholt vornehmen, da braucht es Zeit und Geduld, bis die alten Weiblein erfassen, wie man schön zu zwei und zwei in Reih und Glied mit gefalteten Händen und niederge schlagenen Augen zur Kommunionbank hinzutritt, wie man das Kommunionbuch hält und wie man mit Andacht und Ehrfurcht den Herrn des Himmels und der Erde in der

Brotsgestalt empfängt. An der Ehrfurcht und Andacht fehlt es allerdings nicht, aber mit der Reife und Ordnung braucht es seine gute Zeit. Wir waren also in der Kirche und übten die Erstkommunikanten ein, als plötzlich ein Mädchen aus der Schule zu mir in die Kirche kam und in größter Aufregung sagte: „Es soll sogleich ein Priester in die Schule kommen; es liegt dort ein Mädchen im Sterben.“ Ich nahm rasch das heilige Krankenöl und eilte zur Mädchenschule. Da war alles in Aufregung. Alle Kinder waren versammelt und



**Darstellung Jesu im Tempel.** Von H. Hofmann.  
Copyright by Fr. Hanfstaengl in München

mitten unter ihnen stand die Schwester Lehrerin. Man redete nur ganz leise. Ich trat hinzu und sah da ein schwarzes Mädchen von etwa 14 Jahren an die Mauer angelehnt in Todesröcheln ohne Besinnung. Ich fragte die Schwester, was denn geschehen sei. Sie erzählte mir kurz dieses: „Dieses Mädchen, Elisabeth mit Namen, ist zwar schon länger kränklich, aber doch nicht so, daß sie im Bett liegen muß. Im Gegenteil, sie lernt immer in der Schule mit den anderen Mädchen. Am Osterjonn-tag hat sie noch die hl. Kommunion empfangen. Ihre Mutter war damals hier und fragte sie, wie es ihr gehe. Sie sagte damals, daß sie etwas Ohrenschmerzen habe. Heute in der Frühe hat sie noch mit den anderen Kindern gegessen. Da sie in der Schule über Kopfschmer-



zen klagte, ließ ich sie im Freien sich aufhalten. Gegen 9 Uhr nahm sie noch etwas Brot und Tee. Dann setzte sie sich an die Mauerecke nieder, wie sie es öfters machte. Gegen Mittag bei Verteilung des Essens rief ich sie, bekam aber keine Antwort. Ich schickte ihre Halbschwester mit dem Essen zu ihr. Kaum war diese weggegangen, so hörte ich sie schon rufen: „Maye u Elisabeth uyafa.“ (Elisabeth stirbt.) Wie ein Blitz fuhr dieser Ruf unter die Kinder; sie ließen das Essen stehen und eilten herbei. Auch ich eilte sogleich herbei und schickte beim Anblick des röchelnden Kindes sogleich um den Priester. Ich versuchte nun mit dem Kinde zu reden, fand aber, daß es vollständig bewußlos war. Ich betete der Kranken Glaube, Hoffnung, Liebe und Reue vor und sagte ihr, wenn sie mich verstehe, so solle sie im Herzen mitbeten. Darauf gab ich ihr die Losprechung und die letzte Selung. Ich ließ sie sodann durch die Mädchen in das Krankenhaus zur Krankenschwester tragen. Darauf ging ich zur Kirche zurück mit dem Bemerkten, man solle mich sofort holen, wenn das Mädchen wieder das Bewußtsein erhalten sollte. Während des Nachmittags besuchte ich noch wiederholt die Kranke, allein der Zustand war immer noch unverändert. Als ich wieder in der Kirche war, kam auf einmal die Schwester mit der Nachricht: „Elisabeth ist eben gestorben.“ Elisabeth war ein recht braves Mädchen. Die Lehrerin sagte, sie könne sich nicht erinnern, daß sie ihr je einen Tadel habe geben müssen. Die Eltern des Kindes waren gleich benachrichtigt worden von der Erkrankung ihres Kindes. Sie kamen am andern Tage auf der Station an und fanden zu ihrem unfäglichen Schmerze das Mädchen schon im Sarge. Auch sie fanden aber die Ergebung in den heiligen Willen Gottes. Der so plötzliche Todesfall machte auf alle, namentlich aber auf die Erstkommunikanten, einen tiefen Eindruck. Gebe ihr Gott die ewige Ruhe!

Wie verlief nun der weiße Sonntag? Gegen 7 Uhr versammelten sich alle Erstkommunikanten in der Knaben- und Mädchenschule. Von dort zogen sie in Prozession zur feierlich geschmückten Kirche. Voraus zog das Musikcorps der schwarzen Buben mit ihrem schwarzen Dirigenten; dann folgte der Sängerkhor; hinter diesem kamen die Schulkinder mit ihrer Fahne; daran schlossen sich die Ministranten und die Geistlichkeit, endlich noch in stiller Sammlung und Andacht die 240 Erstkommunikanten, 82 männliche und 158 weibliche. Die Mädchen waren alle in weißen Kleidern mit einem weißen Kränzchen auf dem schwarzen Krauskopf. Unter den Erstkommunikanten waren Kinder mit 9 Jahren und Greise mit 60 Jahren. Auf dem Kirchplatz stand eine dichtgedrängte Menge von Schwarzen, vor allem die Angehörigen der Erstkommunikanten, dann aber auch viele Protestanten und Heiden. In der Kirche angelangt, hielt der Hochw. P. Superior eine Ansprache an die Glücklichsten. Er erinnerte an das große Glück der ersten heiligen Kommunion, er ermahnte sie zur Treue gegen ihren Heiland und an die Pflicht, stets ein gutes Beispiel unter Heiden und Protestanten zu geben. Er bat sie auch, doch ja nicht zu vergessen, wie bereitwillig der göttliche Heiland heute sei, ihre Bitten zu erhören; sie möchten doch recht innig heute für ihre noch heidnischen Verwandten um die Gnade der Befehrung beten, dann aber auch ganz besonders ihrer Priester und ihrer in Angst und Not lebenden Wohltäter in Europa gedenken. Nach der Ansprache erfolgte die feierliche Erneuerung der Taufgelübde, die Ablegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und die hl. Messe. Während

derselben traten die einfältigen Schwarzen mit einer Andacht und in einer Ordnung zum Tische des Herrn, die tief erbauend war. Nach den Erstkommunikanten empfingen auch ihre Verwandten die hl. Kommunion. An diesem Tage kommunizierten hier etwa 800 schwarze Christen.

Nach der Dankagung ging es mit Musik hinunter zur Mädchenschule zum Frühstück. Gegen 1/211 Uhr kehrte alles zur Kirche zurück, wo nunmehr das feierliche levitierte Hochamt mit anschließendem Segen und Te Deum stattfand. Hernach erhielten die Erstkommunikanten in der Mädchenschule ein reichliches Mittagessen. An Appetit fehlte es nicht; denn es war mittlerweile 2 Uhr geworden. Alle Priester der Station, 3 an der Zahl, alle Brüder und Schwestern nahmen an diesem Tage ihr Mittagessen gemeinsam mit den Erstkommunikanten ein. Es waren drei Abteilungen: die Patres, Brüder und Schwestern saßen mit 45 Erstkommunikanten — 30 Knaben und 15 Mädchen — in dem Schulzimmer; die anderen zwei Abteilungen waren in einer aus Holz aufgeführten Halle untergebracht. Während des Essens war gemütliche Unterhaltung, zu der auch die schwarze Musikbande, die auf dem Schulhof spielte, ihr Bestes beitrug. Der Schulhof selbst war abgesperrt; außen herum stand die dichtgedrängte Menge der Zuschauer. Am Nachmittage machten dann die Erstkommunikanten gruppenweise eine Besichtigung beim göttlichen Heilande in der Kirche; dann gingen sie auf den Friedhof und beteten an den Gräbern ihrer Verwandten. Am Montag gingen alle wieder zum Tische des Herrn, mit ihnen auch wieder viele ihrer Angehörigen, etwa 400. Nach dem Frühstück kamen sie noch alle zu unserem Hochw. P. Superior und dankten ihm mit freudigem Herzen für das große Glück, das ihnen zuteil geworden war und zogen dann in ihre heimlichen Kraale zurück. Möge der liebe Gott ihre guten Vorsätze segnen, damit diese Erstkommunikanten durch ihr Beispiel auch anderen den Weg zum wahren Glauben und damit auch zum Tische des erbarmungsreichen Erlöserherzens zeigen! Ein solcher weißer Sonntag gibt auch dem Missionar immer wieder neuen Mut und neue Opferfreude, um immer wieder andere Menschenherzen zu diesem Glücke hinzuführen.

### P. Ignatius Krauspenhaar †.

Am 7. Oktober starb auf der Missionsstation Trias-hill in Rhodesia der Hochwürdige Herr P. Ignatius Krauspenhaar. Adalbert — so war sein Taufname — war am 28. September 1881 zu Aussig in Böhmen geboren. Bis zu seinem 11. Lebensjahre weilte er im Elternhause, dann kam er an das Gymnasium in Leitmeritz. Nach abgelegter Matura bezog er zuerst die Universität Wien, wo er ein Jahr verweilte. Seine übrigen theologischen Studienjahre verbrachte er auf der Universität Innsbruck. Im Februar 1905 wurde er zu Brigen zum Priester geweiht und feierte am 23. April in der Dekanatskirche zu Aussig seine Primiz. Er war dann auf verschiedenen Seelsorgsstellen in Böhmen tätig, Reichendorf, Bonnsdorf, Einsiedeln. Im September 1909 sollte ein schon lang gehegter Herzenswunsch zur Erfüllung kommen. Von dem heißen Wunsch befeelt, Missionar zu werden, trat er am 21. Oktober 1909 in das Missionskloster Mariannhill ein. Bei der Einkleidung erhielt er den Namen Ignatius. Nach abgelegtem Noviziate war er einige Zeit als Lehrer bei den Mönchen in Mariannhill tätig, bei denen er wegen seines interessanten und lebendigen Vortrages sehr beliebt



war. Endlich sollte seine heiße Sehnsucht in Erfüllung gehen, in die Mission hinausgeschickt zu werden. Er kam in die so hoffnungsvolle Rhodestia-Mission.

Da kam der rauhe Krieg, der auch unsere Rhodestia-Mission so hart heimsuchte. Im Jahre 1917 wurde das ganze Missionspersonal interniert. P. Ignatius kam ins Internierungslager Pietermaritzburg und von dort später auf die Bemühungen des Hochwürdigsten Herrn Abtes hin nach Mariannhill. Am 26. August 1919 durfte dann P. Ignatius, da er als Deutschböhme zum neuen Tschechenstaate gehörte und als solcher nicht mehr als feindlicher Ausländer galt, nach Triashill in Rhodestia zurückkehren. Wie Fr. Benno von dort aus an den Hochwürdigsten Herrn Abt schrieb, erkrankte P. Ignatius schon bald. Aber er beachtete es nicht. Jeden Morgen stand er auf, um die hl. Messe zu lesen, obwohl er oft kaum stehen konnte. Bald klagte er über recht heftige Schmerzen in der linken Lunge. In der Nacht



vom 2. auf 3. Oktober trat schwere Lungenentzündung ein. Am 5. Oktober war der Hochw. P. Gardner S. J. von Monte Cassino nach Triashill gekommen und hatte dem Schwerkranken die hl. Sterbesakramente gespendet. Nach einer kurzen Besserung trat am 6. Oktober ein Rückschlag ein. P. Ignatius verlor das Bewußtsein und brach auch körperlich zusammen. Am 7. 10. kehrte das Bewußtsein wieder zurück. Abends 7 Uhr entschlief er sanft und ruhig, fast ohne Todeskampf.

Mit ihm ist nicht nur ein überaus fähiger Kopf und ein frommer Priester, sondern auch ein lieber, guter Mensch und Mitbruder hingegangen. Es sollen hier die Zeilen angefügt werden, die sein Bruder schreibt: „Mein Bruder Adalbert war schon in seiner frühesten Jugend ein tiefreligiöses Kind. Seine Religiosität war von der Art, die man nicht anerzieht, sondern die im Herzen aufwächst. Ich erinnere mich, als der 3 Jahre ältere, sehr lebhaft, wie Adalbert als kleiner Junge vor einem primitiven Hausaltar kniete, den wir uns aus einer Fußbank zusammengebaut hatten. Ein hl. Johannes von Nepomuk, 2 Leuchter und ein paar Blumen waren die ganze Ausstattung. Mein Bruder betete bei diesem Altare immer so andächtig und gesammelt, wie ich es selten bei Erwachsenen sah. Schon damals, als fünfjähriger Knabe, sagte er, er wolle als Missionar zu den Schwarzen gehen. Er hat Wort gehalten, trotzdem ihm viele Hindernisse in den Weg gelegt

worden waren. Wenn ich von tiefer Religiosität des Kindes sprach, so braucht man aber nicht zu meinen, daß er ein Kopfhänger war; im Gegenteil, er konnte recht fröhlich mit den Fröhlichen sein. Ueberhaupt trug er stets eine heitere Zufriedenheit zur Schau, die immer wohlthuend auf mich wirkte. Nur eine Zeitlang kämpfte er einen schweren, inneren Kampf zwischen der Liebe zum Vater und zu seiner Ueberzeugung. Das war damals, als unser lieber Vater es nicht zugeben wollte, daß er Priester werde. Der gute Vater hat sich aber später mit seiner Berufswahl einverstanden erklärt und ist selbst zur Priesterweihe nach Brigen gefahren. Er hat es eben eingesehen, daß sein Sohn seinen Beruf ernst nehmen wird. Vor der Abreise nach Afrika hatte Adalbert dem Vater, der damals schwer krank darniederlag, noch die hl. Sterbesakramente gespendet. Wiederholt hat mir der Vater erzählt, wie wohlthuend es auf ihn gewirkt habe, daß gerade sein Sohn ihm diesen letzten Liebesdienst erwiejen habe.“

Wir empfehlen den teuren Verstorbenen dem Gebete unserer lieben Wohltäter, damit der liebe Gott ihm recht bald den ewigen Frieden und die verdiente Krone im Vaterhause Gottes gebe. Möge P. Ignatius drüben in der andern Welt an Gottes Thron bitten, daß die Gnade Gottes neue Missionsarbeiter erwecke, die von der Heillandsliebe getragen, gern hinausziehen zu den armen Heidenvölkern. R. I. P.

### Die Höhle bei Triashill.

Von Br. Cassian Zengel, C. M. M.

Oft schon erzählte man mir, daß es in der Umgebung von Triashill viele unterirdische Höhlen mit Kammern und Vorratsräumen gebe, die meilenweit unter dem Boden sich hinziehen sollten. Diese unterirdischen Höhlen dienten nach Aussage der Bevölkerung früher als Schutzwinkel bei feindlichen Ueberfällen. Ich hatte anfangs solche „Höhlengeschichten“ nur für fassrische Märchen gehalten, bis unser Br. Aegidius, der mit den Dertlichkeiten hier sehr vertraut ist, mich eines besseren belehrte, und sich sogar bereit erklärte, mich in eine der nächsten Höhlen zu führen. Unser Schulregens. Fr. Benno, Br. Simon und ich nahmen das Angebot mit Freuden an. An einem Sonntage nun machten wir uns fertig für diese Entdeckungstreife. Mehrere Duzend Schulknaben im Alter von 10—12 Jahren begrüßten uns mit lautem Hurrageschrei; das war unser Leibregiment, das mit Laternen, Stöcken und Prügeln versehen war, mit denen sie lustig in der Luft herumfuchtelten. Mit Jubel und Jauchzen ging es auf die Rusapistrasse hinaus. Es war ein heiterer und sonniger Tag, zu einem Ausflug ganz geeignet. Unsere Vortruppen stampften mit den Füßen auf der Straße dahin, daß uns die Staubwolken förmlich einhüllten. Wir bogen alsbald links in einen Kaffernpfad ab, der uns durch weite Grassteppen und schöne Maisfelder hindurch in ein Kafferndorf führte. Angelockt durch das Jauchzen und Singen unserer Schulkjugend strömten überall die Leute aus ihren Hütten. Als sie erfuhren, wohin wir marschierten, da wollte das Lachen und Richern kein Ende mehr nehmen. Manches lustige Scherzwort fiel dabei hinüber und herüber. Als wir das Dorf wieder verlassen hatten und auf unserem Weitermarsche am letzten Hügel angekommen waren, da sahen wir auf der Spitze desselben unseren Moses stehen, der den Hut schwenkend freundlich zu uns herabgrüßte. Mit Freudengeschrei erstürmten nun unsere Jungen den Hügel



und als wir selbst oben ankamen, da war Mojes von den Knaben schon wie ein Gefangener umzingelt.

Mojes, einer unserer besten Katholiken, kam eben von der Kirche nach Hause. Er ist ein hochgewachsener und starker Mann im Alter von 30 Jahren. Als wir uns begrüßt hatten und uns eben miteinander unterhielten, kam auch das alte Mütterlein des Mojes zu uns. Ihre Gestalt war lang und hager und ihre Haare waren schon ganz gebleicht; sie mochte wohl schon an die 90 Maiseinten hinter sich haben. Mit beiden Händen stützte sie sich auf einen gewaltigen Stock, der so dick war wie ein Kinderarm und der uns allen einen gehörigen Respekt einflößte. Sie blickte so ernst um sich, als fürchte sie eine Gefahr für ihren Sohn Mojes; als dieser sie aber lächelnd anblickte und ihr einige Worte in das Ohr flüsterte, da schmunzelte sie ganz vergnügt und zog sich dann in den danebenstehenden Kraal zurück. Wir folgten ihr in die Hütte nach, um den Schulbuben zu besuchen, der vor einigen Tagen unter ein Wagenrad gekommen war und dabei ein Bein gebrochen hatte. Das Bein und der Unterleib waren dick angeschwollen und der Kranke zitterte und stöhnte auf seiner feuchten Strohmatte. Fr. Benno verordnete sogleich, daß der Junge nach der Station geschafft werden soll, wo er dann auch durch die gute Pflege in einigen Monaten wieder geheilt wurde.

Beim Weitermarschieren besuchten wir auch einen abgebrannten Kraal, wo im Jahre 1913 eine Frau durch einen Blitzschlag zu einem förmlichen Kohlenklumpen verbrannt wurde, während die anderen Kraalinsassen mit dem bloßen Schrecken davongekommen waren. Diese Frau hatte einige Zeit den christlichen Unterricht besucht, sich dann aber wieder losgesagt; gleich darauf kam dieses große Unglück, das von den Schwarzen allgemein als ein Strafgericht Gottes angesehen wurde. Der ganze Platz und die Fundamente der Hütte, die aus Bruchsteinen bestanden, sind schwarz gebrannt. Jeder Kaffer eilt mit Grauen und Entsetzen an diesem Plage vorüber.

Endlich nach langer Wanderung erreichten wir die Schlucht. Am Eingange derselben stehen zwei mächtige Baumriesen, die mit ihren weitausgebreiteten herrlichen Laubkronen dem müden Wanderer ein frisches, kühles Ruheplätzchen und den Kindern der Umgegend ein allerliebste Spielplätzchen bieten. Holz und Blätter der Bäume sind rötlich, weshalb die Eingebornen sie Feuerbäume nennen. Diese zwei alten stummen Wächter an den unterirdischen Kammern haben schon manche großartige, aber auch manche grauenhafte Ereignisse geschaut, die sich in den vergangenen Jahrhunderten hier abgespielt haben. Die vor uns liegende Schlucht ging steil in die Tiefe; ganz unten lag der Eingang zur Höhle. Alles war ringsum so mit Gebüsch und jungen Bäumen verwachsen, daß unser Eindringen sehr beschwerlich wurde. Mannshohe Steinblöcke versperrten uns oft den Weg; wir mußten über sie hinwegsteigen, sie umgehen oder auch wieder unter denselben hindurchkriechen. Da gab es manche blutige Ritz in den Händen und im Gesicht. Ich hatte kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, da hatte ich meine ganze Reisegesellschaft schon verloren. Der Boden, auf dem ich gerade stand, war eben und lief nach links um die Hälfte der Schlucht wie eine Galerie herum. Ich folgte diesem breiten Fußsteig, der mit Gras und Unkraut verwachsen war. Die auf der einen Seite dahinlaufende senkrechte Wand war mit Gebüsch und Schlingpflanzen ganz überzogen; der Fußpfad sah aus wie ein Laubgang.

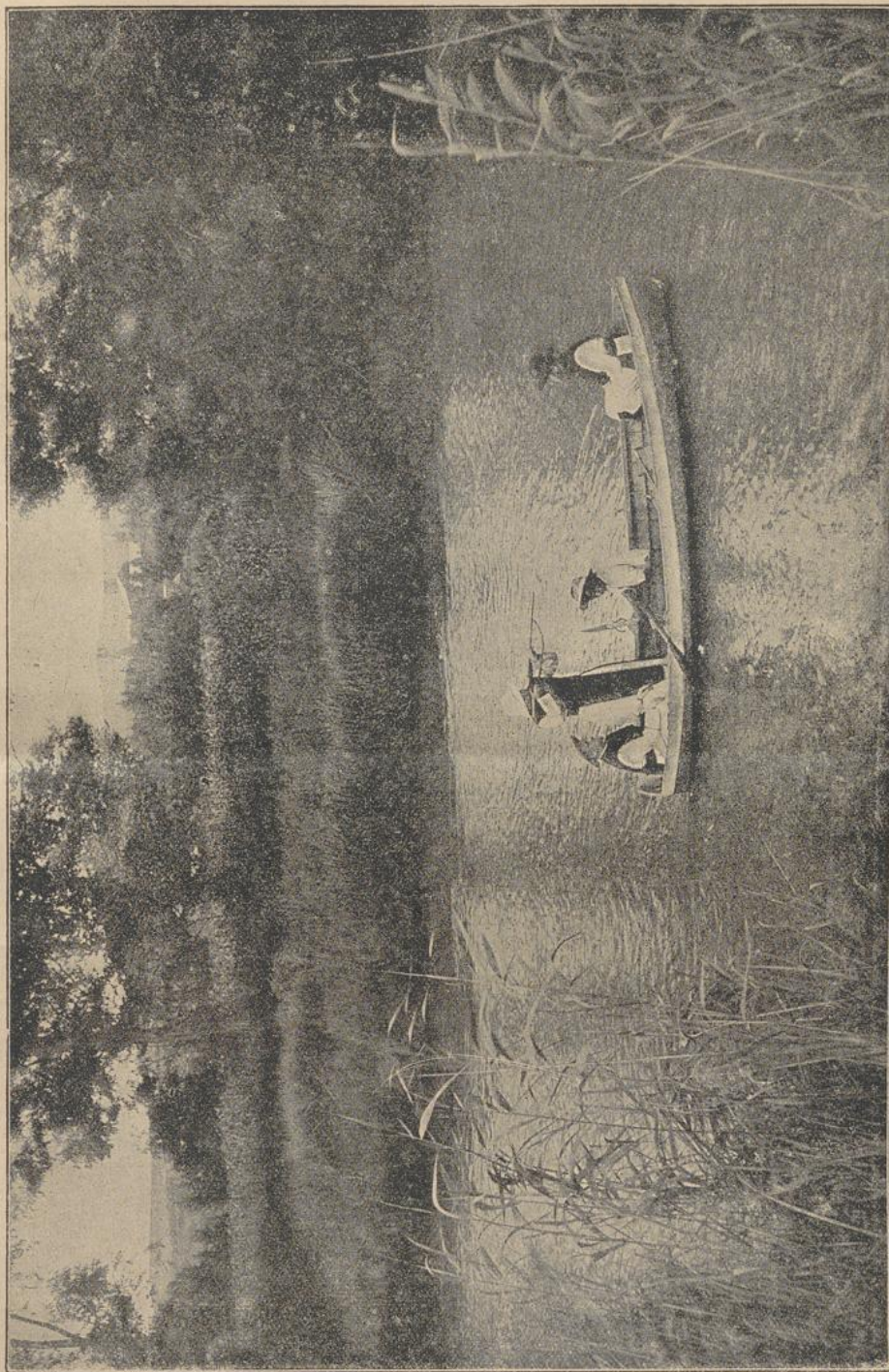
In die hintere Felsenwand waren mannshohe Nischen eingehauen, die in früheren Zeiten menschliche Wohnungen bildeten, jetzt aber unbewohnt und von Gesträuch ganz verdeckt waren. Die ganze prächtige Naturziererie mit ihrer tiefen Einsamkeit machte wirklich einen überwältigenden Eindruck.

Als ich wieder umkehrte, sah ich meine Reisegesellschaft mit den Buben von unten heraufkommen. Sie erklärten, daß sie den Eingang zur Höhle nicht finden könnten. Wir wandten uns nun wieder nach rechts hinüber an die Stelle, wo ich zuvor heruntergekommen war. Dabei stießen wir auf mehrere Kraalsfundamente aus Bruchsteinen. In der Mitte eines dieser Fundamente lag eine große Steinplatte. Wir hoben sie hinweg und entdeckten nun einen viereckigen ausgemauerten Schacht, der senkrecht in die Tiefe führte. Da unten lag die Höhle. Man erzählte uns, daß früher hier ein König gewohnt habe. Dieser Schacht bildete den Eingang zu seiner unterirdischen Residenz. Nur allzugern hätten wir dieser verlassen Wohnung da unten einen Besuch abgestattet, allein wir konnten uns nicht solange aufhalten. Dafür besuchten wir noch eine Buschmannshöhle, die wenigstens 100 Fuß oberhalb in der Felsenwand lag. Diese Höhle zog sich wie ein riesiges Zimmer in einer Länge und Breite von 50 Fuß in die Felsenwand hinein. Der Fußboden war so eben wie ein Tanzboden. An der hinteren Steinwand waren allerlei Tierfiguren gemalt. Im Hintergrund erhob sich eine mächtige Steinsäule, die gleichsam das ganze Steingewölbe trägt. Der Eingang zur Höhle ist offen, aber nur schwer zugänglich wegen des steil abfallenden Bodens. Von hier oben aus genießt man eine prachtvolle Aussicht in diese zaubervolle Talschlucht, die nach Westen hin offen ist und da in die weite grüne Ebene hinausläuft. Ein kleines Bächlein mit hellem, frischem Wasser entspringt in dieser Schlucht und sucht seinen Weg munter plätschernd hinaus in die weite Ebene.

Als wir den Eingang zur Höhle nach langem Suchen endlich fanden, stürzte alles in wilder Eile darauf los. Die Laternen wurden angezündet und im nächsten Augenblick war der ganze Bubenschwarm in dem Loch verschwunden. Der Eingang war nur so groß, daß etwa eine mittelgroße Ziege hineinschlüpfen konnte. Wenn wir die Höhle besichtigen wollten, blieb uns nichts anderes übrig, als auf dem Bauch in dieses Dreckloch hineinzuschlüpfen. Ich war der erste, der den Buben auf dem Wege zum Vergnügen folgte. Ein Vergnügen ist es gerade nicht, eine halbe Stunde lang sich auf Händen und Füßen fortzubewegen. Der „Weg“ führte beständig auf und ab. Von den Wänden tröpfelte das Wasser. Die Buben, die mir vorantreten, waren längst weit voraus und so war vor mir auch der Lichtschimmer verschwunden. In dieser unhelmlichen Finsternis rief ich laut um Licht. Der Widerhall meiner Stimme brauste so schrecklich und schaurig, als wenn hunderte von Toten in diesem Berge donnernd ihre Stimme widergegeben hätten. Da sah ich auch schon in der Ferne ein Licht, daß auf mich zukam und hinter mir hörte ich das Lachen von Fr. Benno und Fr. Simon, die mir gefolgt waren. So rutschen wir denn gemächlich weiter, bis wir endlich in eine Kammer gelangten, in der wir aufrecht stehen konnten. Die Kammer war geräumig, sie faßte ungefähr 50 bis 60 Personen. Ein Schacht, der durch die Decke nach oben ging, sorgte für Zutritt frischer Luft. Die Höhle ging von hier aus noch weiter in den Berg hinein, wir folgten ihr aber nicht mehr. In der Kammer setzten wir uns in einem Kreis zusam-



men und unterhielten uns über die Entdeckung, die wir heute gemacht hatten. Die Buben fühlten sich besonders befriedigt darüber daß es ihnen gelungen war, uns in zauberte Könige und Königinnen, die feierlich protestierten, daß wir es gewagt hatten, in ihr einjames Reich einzudringen.



Bootsfahrt auf dem Ungimfulu. (Im Hintergrunde die Station Reichenau.)

den Berg hineinzulocken. Als wir ein Stündchen geruht hatten, begannen wir den Rückzug. Einer hinter dem anderen krochen wir zum Höhleneingang zurück. Es war mittlerweile schon dunkel geworden. Auf dem Heimweg verfolgten uns die Frösche unten im Bächlein mit ihrem lauten Gequack. Vielleicht waren es ver-

### Eine Opferfreude.

Von Br. Adrian Pellazino, C. M. M.

Centocow. — Zwischen der Missionsstation Reichenau und Centocow erstreckt sich die Amafuza Location, in der etwa 7000 Schwarze wohnen; der



Häuptling heißt Mjila. Location in diesem Sinne bedeutet einen Distrikt, wo nur Eingeborene wohnen dürfen und wofelbst sich kein Europäer ansiedeln darf. Der Häuptling Mjila war dem Christentume lange Zeit sehr abgeneigt. Nur widerwillig gab er seine Zustimmung zur Errichtung von Kapellen und Schulen. Allmählich wurde er entgegenkommender und jetzt hat er schon 4 seiner Knaben in Centocow in die Schule geschickt. Zwei davon, Leo und Panfratz, sind bereits Christen. Wenn der alte Herrscher selbst noch zum Christentume kommen sollte, so wäre das als ein außerordentliches Wunder der Gnade zu betrachten. Das Haupthindernis für seine Bekehrung ist die Polygamie oder Vielweiberei. Als kürzlich ein Sohn von ihm in der Schule gefragt wurde, wieviele Frauen sein Vater habe, da antwortete er unbefangen: „O es sind nicht mehr so viele!“ Dann zählte er an den Fingern und sagte: „Es sind nur mehr etwa 12, 5 sind bereits gestorben.“ Seiner Brüder und Schwestern sind so viele, daß er sie gar nicht alle kennt.

Da ist es nun leicht erklärlich, daß ein solcher Häuptling vom Christentume nichts wissen will, das von Keuschheit und Enthaltbarkeit predigt und bedingungslos nur eine Frau gestattet. Wollte sich so ein Häuptling bekehren, so müßte er alle Frauen bis auf eine entlassen und das wäre für ihn so viel wie ein Auge ausreißen und eine Hand abhauen, wovon das Evangelium redet. In der Location waren bisher 4 Katechistenstellen und damit verbunden 4 sogenannte Tageschulen. Letzere erhalten von der Regierung Unterstützung, sind aber dann auch der staatlichen Prüfung unterstellt. St. Emmanuël, St. Josef und St. Anton gehören nach Neichenau und werden von dort aus besorgt. Maria von den Engeln gehört zu Centocow. Die Schule dort selbst, die jetzt 80 Schüler zählt, verspricht viel Gutes für die Zukunft. Eine 5. Katechistenstelle „Erasingenwa“ hatte bisher noch keine Kapelle. Eine Schule war dort schon einmal eröffnet worden. Vorderrhand sind Kinder von dort in Centocow in der Schule.

Erasingenwa liegt in der Nähe eines Urwaldes in einer unwirtlichen, wildromantischen Gegend mit schroffen Felsenschluchten. Der fast dreistündige Weg dahin ist kaum mit einem Pferde passierbar. Trotz dieser Schwierigkeiten erschienen die Christen von dort zur Erbauung der Gemeinde fast jeden Sonntag in Centocow beim Gottesdienste. Ein besonders gutes Beispiel geben Fabian und dessen edle Mutter Ludovika, die schon einmal im Vergißmeinnichte mit dem starken Weibe, von dem in der heiligen Schrift die Rede ist, verglichen wurde. Die guten Leute hatten sich nun vereinigt, nach kaffrischer Bauart selbst einen geräumigen Kraal zu bauen, der bis auf bessere Zeiten als Kapelle dienen sollte. Am Ostermontag 1919 wurde nun dieser neue Betort von unserem Hochw. Superior P. Emmanuël hantisch eingeweiht und das erste hl. Meschopfer dort gefeiert. Die Freude der Erbauer war übergroß, da sie von jetzt an das Glück haben konnten, in ihrer Nähe einer hl. Messe beizohnen zu können. Gleichwie der siegreiche Heiland am Ostermontag den zwei Jüngern auf dem Wege nach Emmaus erschien, so hatten die Christen in Erasingenwa die große Freude, dem in Brotgestalt geheimnisvoll verborgenen Erlöser in ihrer neuen Kapelle huldigen zu können. Einige von ihnen, allen voran Ludovika, bereiteten ihm auch noch eine Wohnung im eigenen Herzen. Bei der heiligen Messe sangen die Schulkinder von Centocow schöne, zweistimmige Lieder. Die herbeigeeilten Heiden hielten sich in

ehrfurchtsvoller Haltung außerhalb der Kapelle. Auch 5 Brüder und einige Schwestern von der Station Centocow hatten den guten Christen von Erasingenwa die Freude bereitet und waren zur Festfeier erschienen. Selbst der über 70 Jahre alte Bruder Sebastian machte rüstig und behendig den beschwerlichen Weg auf Schusters Kappen und verzichtete darauf, ein Pferd zu benutzen. Für die Festmahlzeit war isijingi (Kürbissbrei) und Ziegenfleisch bereitet. Ludovika, eine entschlossene und tatkräftige Frau, die auf ihre Stammesgenossen einen großen Einfluß ausübt, war für alles besorgt. Sie war ja gleichsam die Triebfeder des ganzen Baues gewesen und hatte an dem Zustandekommen desselben den wertvollsten Anteil genommen. Im Vereine mit anderen Frauen hatte sie das Stroh zum Decken der Hütte stundenweit vom Umziminfusflusse heraufgetragen. An diesem festlichen Tage fühlte sie sich für alle ihre Mühen reichlich belohnt; es war für sie ein wohlverdienter Freudentag.

Die Centocower Kinder vergnügten sich noch mit einem fröhlichen Tanz nach kaffrischer Sitte. Die erschienenen heidnischen Burichen wollten auch nach kaffrischer Weise das Fest verherrlichen und tanzten ebenfalls. Lustig und gelenkig warfen sie die Beine empor, doch so anständig, daß die großen Behen die Nase nicht berührten, wie sie es wohl vermocht hätten. Ist das glaublich, möchte vielleicht mancher Leser fragen. Ja, nicht nur das, einige sind sogar so kunstfertig, daß sie den Fuß noch über den Kopf werfen. Letzteres vernahm ich aus dem Munde des Dalinjebo, eines schon erwachsenen Sohnes des schon oben erwähnten Häuptlings Mjila, der hier in der Schule ist und alle diese heidnischen Tänze und Gebräuche am väterlichen Hofe miterlebte. Wenn die Burichen tanzen, wird so mit den Füßen gestampft, daß der Erdboden dröhnt; einem übermütigen Tänzer soll bei einem solchen Feste die Ferse geplatzt sein. Der Himmel zeigte an diesem Freudentage keine heitere Miene. Schon in der Frühe setzte ein Sprühregen ein, doch blieb es dann den ganzen Tag über trocken. Erst am Abend, als die Festteilnehmer wieder daheim waren, ging ein schwerer Gewitterregen nieder. Den vielen „Kirchweihbesuchern“ blieb viel triefender Schweiß eripart, da es der werten Frau Sonne beliebte, den ganzen Tag ihr holdes Angesicht zu verjähneln.

## Gesang und Tanz bei den Kaffern.

Von P. Solanus Peteres, C. M. M.

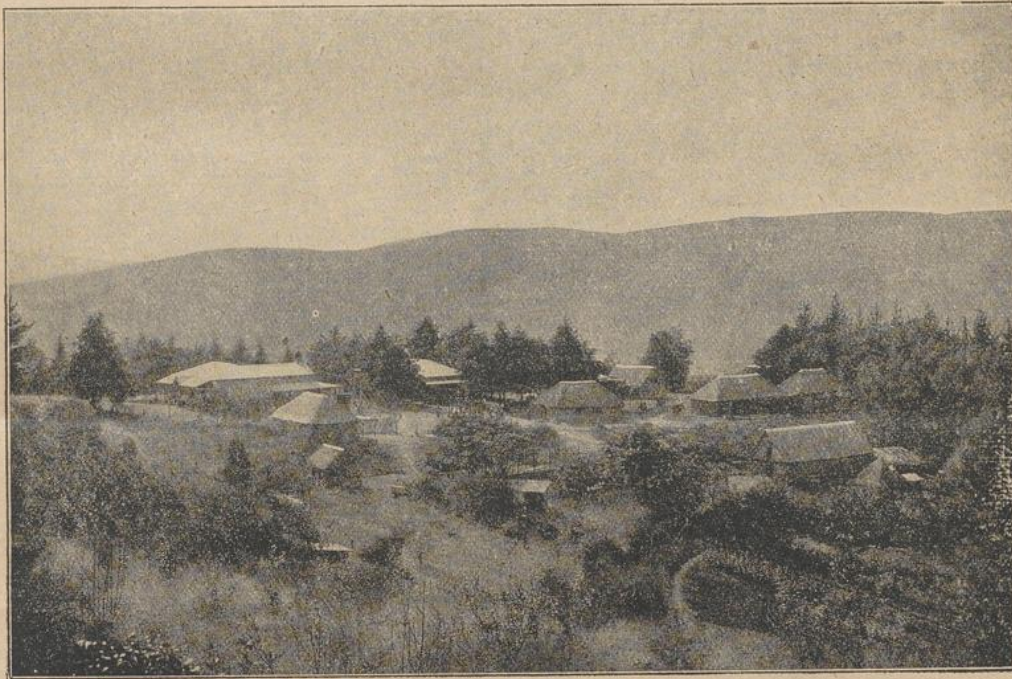
„Johann, der muntre Seifensieder,  
Sang froh und heiter seine Lieder.“

Immer muß ich an dieses Gedicht denken, wenn ich morgens gegen 4 Uhr, bevor noch die Hähne krähen, den Koch und Kuhmelker unseres Nachbarfarmers Mr. Comrie singen höre. Gumedu, so heißt dieser singende Kaffer, muß vor Sonnenaufgang bei seinem Herrn sein. Sein erstes Geschäft ist, den Tee zu kochen und ihn seinem Herrn ans Bett zu bringen. Da ihm aber der eigene Herd lieb und teuer ist, so geht er jeden Tag von der Farm wieder nach Hause, schläft zu Hause, steht aber dann morgens wieder bei Zeiten auf, um zur rechten Zeit auf seinem Arbeitsplatze zu sein. Sein Weg führt über einen Berggrücken, der in einer Entfernung von etwa 1/2 Meile der Missionsstation Einsiedeln vorgelagert ist. Von dort aus erschallt tagtäglich sein Gesang und weckt uns aus dem Schlafe. —



Die Kaffern haben alle ein prächtiges Stimmorgan. Der 16. Gott hat diesem Volke Gesangesfähigkeit und Gefangesfreude reichlich zugemessen. Ich kann mich erinnern, wie mir bei Gelegenheit einer Visitation der Sekretär des hochwürdigsten Herrn Brälanten sagte: „Bei der hl. Messe haben die Schwarzen so ergreifend schön gesungen, daß mir vor Rührung die Augen überliefen.“ Ja, der Kaffer ist ein geborener Sänger. Der Führer der Kaffernpartei, Minister Dube, hat schon einen herrlichen Kaffernchor um sich gesammelt. Mit demselben geht er öfters nach Johannesburg, um in dieser Goldstadt öffentlich Gesangsvorführungen zu veranstalten. Seine Frau, auch eine Schwarze, spielt dabei Klavier. Die dort weilenden Millionäre laufen mit Lust und Wonne dem Spiel und dem Gesang der Schwarzen und greifen dann auch tief in ihre großen Geldbeutel.

tiger Berührung, sondern ein Treten, ein Stampfen und Recken, ein Gliederstrecken, wobei er auf dem Platze stehen bleibt, oder wieder ein leichtes Vorwärts-, Rückwärts- oder Seitwärtsgehen. Jeder vollführt die eigene Rolle entsprechend dem Takte der Musik ohne Rücksicht auf den andern. Darum braucht der Kaffer auch viel Platz zum Tanzen; er tanzt daher nicht in geschlossenem Raume, sondern stets im Freien. Geht es fein und nobel zu, dann bilden die Taktischläger, die Handeklatscher, die Sänger und Zuschauer einen weiten Kreis; in der Mitte dieses Kreises tanzt dann eine einzige Person, begafft und beklatscht von allen Umstehenden. Zu Ithakas Zeit mußten solche „Primatänzer“ solange in diesem Zuschauerkreise tanzen, bis sie tot zu Boden fielen. Wenn eine Mund- oder Ziehharmonika vorhanden ist, so spielt diese einer, tanzt aber dabei selbst und umkreist stets die tanzende Gruppe. Ist kein Spiel-



Missionsstation Mariahilf.

Der Gesang des Naturkaffern ist monoton, wie der Gesang des einsamen Spechtes in stillen Wäldern, sehr lang gedehnt, aber nicht uninteressant, sondern zu Herzen gehend, wie der monotone Zwei- und Dreischlag des Spechtes. Unser Gumedede singt das hohe C mit vollem Brustton, dehnt es lang hinaus, ohne zu fallen; dabei erklingt es stark, hell und klar.

Wie der Kaffer ein geborener Sänger ist, so ist er auch ein geborener Tänzer. Alles tanzt beim Kaffern, die Füße, die Arme, die Schultern, der Nacken, der Kopf, die Augen, der Mund, die Wangen, die Stirnhaut, die Kopfhaut; auch diese vermögen nämlich viele Schwarze zu bewegen, wie es ein Pferd tut, um eine lästige Fliege abzusütteln. An den Füßen tanzen beim Kaffern auch die Fersen, die Fußballen, die Beinen, der Unter- und Oberschenkel. Alles bringt der Kaffer in harmonische Bewegung zum Takte der Musik. Es ist kein Mundtanzen und kein Tanzen mit gegensei-

instrument da, was meistens der Fall ist, so wird mit Stöcken der Takt geschlagen oder mit den Händen gleichmäßig geklatscht; dabei wird auch gesungen und öfters wieder etwas laut dazwischen gerufen im Einklang mit dem Gesang. Die Burschen tragen beim Tanz meistens alte Ochsenchwänze in den Händen, die sie hin- und herschwingen, die Mädchen rote oder weiße Tücher; die Braut tanzt am Hochzeitstage mit einem weißen Sonnenschirm und einem langen Messer.

### Endlich erfleht.

Von Schw. M. Roswitha C. P. S.

Centocow, Juli 1919. — Vor fast drei Jahrzehnten kam ein schon erwachsener Knabe in die Schule von Centocow, als diese unter dem Schutze des göttlichen Herzens Jesu seit Jahren blühende Missionsstation erst vor kurzem vom Hochw. P. Gerard, dem jetzigen Hochw. Abte, gegründet worden war. Der brave Bursche wurde



am Ende der wohlbestandenen Vorbereitungs- und Probezeit auf den Namen Ambrosius getauft. Nach vier Jahren vermählte er sich mit Karoline, einem Mädchen der Centocower Schule, und ließ sich in der Nähe des Ingwangwane-Flusses nieder.

Wie in der Schule, so waren beide auch als Eheleute brav und führten ein wahrhaft christliches Leben. Es gefiel nun dem lieben Gott, das fromme Ehepaar mit großem Leide heimzusuchen. Ihnen, die so gern ein Kind ihr eigen genannt hätten, wurden acht Kinder tot geboren und zwei andere lebten nur noch so lange, daß man ihnen in Eile die Nottaufe spenden konnte. Beim zehnten Kinde im Jahre 1916 starb die Mutter selbst. Trotz dieser großen Trübsal hatte zwischen Gatte und Gattin allezeit Eintracht und Liebe geherrscht; daher war auch beim Tode Karolins die Teilnahme eine allgemeine.

Ein Jahr darauf führte Ambrosius ein protestantisches Mädchen heim, Lucia mit Namen, welche sich in den Schoß der katholischen Kirche aufnehmen ließ und nicht lange nach ihrer Konversion auch des Glückes der ersten hl. Kommunion teilhaftig wurde. Aber nochmals verlangte Gott ein Opfer. Das erste Kind war wieder tot geboren.

In ihrer großen Betrübnis nahmen sich die geprüften Eheleute vor, durch besondere Gebets- und Tugendübungen sich vom lieben Gott ein Kind zu erbitten. An allen Donnerstagen, wenn das Glöcklein vom Turme des Loreto-Kirchleins nahe beim Ingwangwane-Flusse erklang und zur heiligen Messe einlud, begaben sich alle Hausgenossen, Ambrosius und Lucia, Humbeline, Ambrosius' hochbetagte Mutter und seines Bruders Sohn Membarb, welchen er nach des Bruders Tode in seinen Kraal aufgenommen hatte, zur Kirche und empfingen die hl. Sakramente, gewiß ein rührender Anblick! Dieses beharrliche, fromme Angestüm schien dem Vaterherzen Gottes gleichsam Gewalt anzutun; denn endlich, im Jahre 1919, wurde ihnen ein Knabe geboren, der am Leben blieb.

Am 3. Juli wurde er auf den Namen Anton getauft, damit St. Anton, der Wundermann, doch ja Sorge trage, daß dieses Kind den Eltern nicht verloren gehe. St. Antonius erfreut sich nämlich großer Verehrung unter unsern schwarzen Christen, zumal seitdem in unserer neuen, schönen Herz-Jesu-Kirche in Centocow am 27. August 1916 eine große St. Antonius-Statue aufgestellt und nach einer begeisterten Predigt zu Ehren des überall geliebten Volksheiligen vom hochw. B. Superior. B. Emmanuel Hanisch, feierlich eingeweiht wurde. Vern beten unsere Christen zu ihm, zünden Kerzen zu seiner Ehre an und empfangen die hl. Kommunion an seinem Feste.

Ich war bei der Taufe des kleinen Anton zugegen; sie wurde unter großer Beteiligung der Gläubigen nach der hl. Messe im Loreto-Kirchlein vom hochw. B. Eligius Müller erteilt. Zur Feier des Tages hatte die hochbeglückte Mutter ihr weißes Brautkleid angeleat. Das Kind verhielt sich während der ganzen hl. Zeremonie so still und ruhig und nach der hl. Taufe schaute es mit den großen, braunen Augen gar so freundlich und friedlich in die Welt hinein, daß man die in die Seele gesenkte Gotteskindschaft gleichsam zu fassen glaubte. Noch an dem nämlichen Tage stieg ein inniges Rosenkranzgebet um Erhaltung des Kindes zum Himmel empor. Möchte auch mancher fromme Leser, manche fromme Leserin des „Vergißmeinnicht“ für den kleinen Anton in Afrika ein andächtiges Ave Maria

beten, denn er macht das ganze irdische Glück eines christlichen Ehepaares aus.

### Zur gefälligen Beachtung!

Allen freundlichen Leserinnen und Lesern des Vergißmeinnicht empfehlen wir die seit Januar in unserem Verlag erschienene Kinderzeitschrift

## Missions-Glöcklein.

Dieselbe kostet jährlich 1.20 M. Bestellungen kann man jederzeit machen entweder bei unseren Beförderern oder direkt bei der Missionsvertretung. Bereits erschienene Nummern werden nachgeliefert.

**Mariannhiller Mission**  
Würzburg, Bleicherring 3.

### Wer hat Lust, in die Mariannhiller Mission einzutreten?

Brave und begabte Knaben und Tünglinge, die sich dem Missionsberufe widmen wollen, finden Aufnahme im **Aloysianum in Lohr a. M.** Am 15. April soll dort ein Sommerkurs für sogenannte Späberufe beginnen. Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an:

**Aloysianum Lohr a. M. Bayern Ufr.**

**Heilige Messen können vorderhand nicht mehr angenommen werden.**

**Siehe Oktober-November-Nummer des Vergißmeinnicht 1919.**

### Eine herzliche Bitte!

Die Mariannhiller Mission beabsichtigt, in Deutschland eine Niederlassung mit Studienhaus zu gründen. Für einen derartigen Zweck kämen vor allem alte Stifte, ehemalige Klöster oder andere geeignete Gebäude in Betracht. Es sollte damit auch jowiel Grundbesitz verbunden sein, daß sich die Anstalt durch eigene Arbeit erhalten kann.

Wir richten daher an alle verehrten Förderer und Wohltäter die dringende Bitte, uns geeignete Objekte gütigst mitzuteilen. Diesbezügliche Nachrichten wolle man richten an:

**Hochw. Herrn P. B. Reiner, Generalprofurator,**  
Würzburg, Bleicherring 3.

Wir empfehlen dieses große Anliegen auch dem Gebet aller Gönner und Freunde unserer Mission, da von einem zahlreichen und guten Nachwuchs das Gelingen der Mission abhängig ist.

**Mariannhiller Mission.**





## Durch den heiligen Joseph.

Von Elisabeth Düker.

In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts ist es gewesen. Da herrschte in der jungen Ordensniederlassung der Barmherzigen Schwestern in Göttingen große Not; denn die Zinsen für das jüngst angekaufte Haus mußten bezahlt werden; und es war kein Geld im Hause, selbst nicht, um die nötigsten Wintereinkäufe an Kohlen und Kartoffeln für das Klosterchen zu machen. Die wenigen Einnahmen durch die Kochlehrlinge, Pensionäre und Warteschulkinder hatten nicht ausgereicht, um noch Gold zu ersparen, sondern hatten nur die laufenden Auslagen gedeckt.

Die Oberin ging mit schwerem Herzen, das die Sorgen ganz darniederbrückten, umher. Endlich jagte sie der kleinen, ihrer Obhut anvertrauten Ordensgemeinde von ihrem Kummer und begann sogleich mit den wenigen Schwestern eine neuntägige Andacht zum heiligen Joseph zu halten um Rettung aus der Not.

Die Tage gingen hin, ohne daß sich irgend etwas Besonderes ereignet hätte. Der letzte Tag der Andacht war gekommen; er ging zu Ende wie auch die Novene, welcher alle Schwestern mit großer Inbrunst und innigem Vertrauen beigewohnt hatten.

Schon war das gemeinsame Abendgebet gesprochen, die Schwestern zur Ruhe gegangen; und als letzte trat die Oberin aus dem trauten Hauskapellchen, wo sie noch einmal dem Herzen Jesu all ihre Not geklagt und sich in den Willen Gottes ergeben hatte. Nun wollte sie sich zur Ruhe begeben, als es plötzlich an der Pforte schellte, obwohl es schon bald 10 Uhr war.

„Es wird wohl noch eine Nachtwache gewünscht“, dachte die Oberin und öffnete die Haustür.

Da steht zu ihrer Ueberraschung ein altes Fräulein aus der Nachbarschaft draußen, nur in ein Umhängeluch gehüllt, und spricht:

„Ach, Schwester Oberin, es ist freilich schon spät, aber ich muß Sie doch notwendig heute noch sprechen, sonst habe ich wieder keine Nachtruhe.“

Die Oberin geht mit dem alten Fräulein, das sie recht gut kennt, als eine fromme, reiche Jungfer, welche mit ihrer ebenso alten Schwester in dem Städtchen, unweit des Klosterchens wohnt, in das Sprechzimmer. Hier zündet sie gleich Licht an und setzt sich dem erregt scheinenden Besuche gegenüber.

„Ich bringe Ihnen hier etwas“, jagte das alte Fräulein, indem es unter dem Tuche ein Päckchen hervorzieht, aus welchem eine Anzahl Hundertmarktscheine zum Vorschein kommen.

„Der hl. Joseph will es so haben“, fährt das Fräulein fort. „Denken Sie nur, Schwester Oberin! Schon zweimal ist mir in der Nacht der hl. Joseph im Traume erschienen und hat zu mir gesprochen: „Bringe das

Geld den Barmherzigen Schwestern!“ Es ist dieses Geld, welches wir gerade erhalten haben für unser verkaufte Kartoffelfeld. Und wir wollten es nun zum 1. Oktober auf die Sparkasse bringen. Aber der hl. Joseph hat mir befohlen, es hierher zu bringen. Nun läßt es mir keine Ruhe mehr, und ich fürchte mich, daß der hl. Joseph diese Nacht wieder kommt. Den ganzen Tag wußte ich von innerer Unruhe nirgends zu bleiben. Und meine Schwester redete mir auch zu, es Ihnen zu bringen. Hier ist das Geld. Nun bin ich meine Last los“, schloß das erregte alte Fräulein.

„Und wir sind mit einem Male aller Sorgen ledig. Dank sei dem lieben Gott, der uns auf die Fürbitte des hl. Joseph so kräftig geholfen hat“, rief die Oberin, der die Tränen über die Wangen rollten vor Rührung und Dankesfreude.

Dann erst erzählte sie der alten Dame von ihrer Sorge und Not und von der neuntägigen Andacht, welche gerade heute zu Ende gewesen sei.

Aber: „Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“ Auch die Not des Klosterchens war gehoben. Die Zinsen konnten bezahlt werden, Wintereinkäufe wurden gemacht und ein schönes Stück Land gekauft, wo im Frühjahr Kartoffeln gepflanzt werden sollten.

Gott und dem hl. Joseph wurde innigst gedankt und ihm seitdem mit um so festerem Vertrauen alle Sorge der jungen Niederlassung anvertraut. Ist ja doch der hl. Joseph so recht der Patron der Haushaltungsvorstände und die Sorge für fremdes Wohl und Wehe ihm verständlich.

Den beiden wohlthätigen alten Damen, die einen Teil ihres Vermögens so glücklich bei dem hl. Joseph auf Zinsen anlegten, ging es noch lange gut. Sie verlebten ihre letzten Erdentage im Klosterchen unter der liebevollen, dankbaren Pflege der Schwestern, denen sie testamentarisch ihr Vermögen vermacht hatten, wie sich nach ihrem Tode zeigte.

Diese kleine Begebenheit hat die Oberin, welche nun schon in der Ewigkeit weilt, oftmals erzählt, stets voll dankbarer Erinnerung an die wunderbare Hilfe des hl. Joseph.

## Die Wunderwiese.

Von F. Schröghamer-Heimdal.

Meines Vater Sohn ist einmal dazugekommen, an einer Wiese ein Wunder zu wirken, das sich jetzt noch in jedem Sommer erneuert, obwohl manches Jährlein inzwischen in den Schoß der Zeiten gepilgert. Wer also an besagtes Wiesenwunder nicht glauben will, der mag sich zur Sommerzeit an Ort und Stelle überzeugen und meines Vaters Ebenwiese hinter meinem Heimatdörflein besichtigen. Damit aber jedermann das Wunder



recht begreife, muß ich vorausschicken, daß diese Ebenwiese vordem nur eine verwahrloste Heide war. Wie diese Heide zur Wiese wurde und wie dieses Wiesenwunder geschah, will ich getreulich erzählen.

Das Jahr, in dem sich dieses Wunder begab, war überhaupt reich an großen Begehnissen; im Leben meines Vatersohnes war es ein „Markstein“, wie sich der greise Studienrektor so schön ausdrückte, als er uns scheidenden Studentlein die Abschiedsrede hielt: „Ziehst hin, die Welt steht euch offen, das reiche, volle Leben winkt. Frei von den Rufen und Fesseln der Studienjahre am Gymnasium kredenzt euch die Zukunft den Wein des Wissens, den Becher der Freiheit, den Krafttrunk der Männlichkeit. Dieser heutige Tag wird einen Markstein in eurem Leben bilden, einen Markstein sage ich.“

Und dann zogen wir hin in das Leben, das uns offen stand. Wir schwangen die bunten Mützen oder trugen sie fest auf dem Kopf, die Brust schmückte das rot-weiße Band, und am Leibtäschlein baumelte der Bierzipfel. Und das Herz war uns zum Verspringen voll vor Glück und Seligkeit. Wir durften von diesem Augenblick an in das nächste Wirtshaus gehen und den Krafttrunk der Männlichkeit trinken, wie wir wollten; wenige Stunden vorher hätte uns so ein Wirtshausbesuch noch eine Rektorsstrafe eingetragen. Ja, dieser Besuch war wirklich ein Markstein, und das Leben stand uns offen.

Und jeder wußte schon ein Weglein in dieses lockende Leben. Den einen zog es an den Gardasee, den andern nach Helgoland, ein Dritter durfte das heilige Rom schauen, von dem wir in der Geschichte so viel Nüchternes gelernt hatten. Jeder durfte als Lohn für neun-jährige Studienmühsal und endlichen Erfolg eine Reise machen nach Herzenslust. Auch meines Vaters Sohn hatte eine solche Sommerreise im Sinne, in das Land der Edda, zum Göttael und zu den Darlekarlern droben im hohen Norden; aber er wagte aus gewissen Gründen nicht ernstlich darüber nachzudenken. Diese Gründe wurden immer gewichtiger, je näher ich meinem Heimatdörflein kam.

War das ein Geschau, als ich mit der bunten Mütze durchs Dörflein zog! Die Hühner liefen gackernd zur Seite, manch ein Gockel gackte mich zornig an, und der Stier auf der Lembergerweide stellte den Schweif kerzenförmig in die Höhe und stürmte steifnackig auf meine rote Mütze los, er hätte mich sicher aufgespießt, wenn er über den hohen Haun gekonnt hätte. Was wußten die guten Tiere von der Bedeutung dieses Tages, der ein Markstein in meinem Leben war? Wußten's ja nicht einmal die Leute. Kein Wunder! War ich doch der erste Dörfler überhaupt, der mit roter Mütze und buntem Band über den Ager trabschte. Es gab kein Beispiel und keinen Vergleich aus der Vergangenheit, und so wußten sie sich meine Farbenzier nicht zu deuten. Die einen meinten, ich sei närrisch geworden wie mein Vetter Heinrich, die anderen rieten, ich hätte wohl einen Posten bei der Eisenbahn bekommen, wieder andere meinten, ich wäre „ausgesprungen“, und mit dem Geistesverstand war's nun endgültig vorbei.

Ich lief in die Stube, wo die Meinen schon versammelt waren, weil sie mich über das Schwendbüchel her schon hatten kommen sehen, und legte das Zeugnis auf den Tisch. Sie lobten mich recht, und die Mutter machte mir gleich ein Eierischmalz. Der Vater holte eine Speckseite aus der Räucherstube, die er eigens für meinen Ehrentag aufgehoben hatte, und die Dirnlein musterten die Mütze, das Band und den Bierzipfel.

Nach dem Essen mußte ich mit Vater ins Brauhaus gehen, da war der Pfarrer und der L. hier, der Posthalter und der Aufschläger. Die wußten meine Mühe schon zu würdigen, und der Pfarrer sagte, so ein gutes Zeugnis wie das meinige hätte er noch von keinem Absolventen gesehen.

Auf dem Heimweg war mein Vater recht glücklich, und ich dachte schon: vielleicht wird's doch was mit dem Land der Edda, mit dem Göttael und den Darlekarlern im Norden droben. Da sagte mein Vater, als er rierte er meine Gedanken: „Welt, jetzt bräuchtest halt ein Geld?“

Ich nickte nur.

„Ja“, sagte er nach einer Weile, „wenn ich's hätte, wie ich's nicht habe, gern — soviel du möchtest.“

„Muß ja nicht sein, Vater“ sagte ich, denn ich sehe, wie hart es ihm ankommt, mir diesen Wunsch abschlagen zu müssen. „Haben andere auch feins und geht auch,“ füge ich zu seinem und meinem Troste bei. —

Am andern Morgen hängte ich Zipfel, Band und Mütze an die Wand, wo sie heute noch hängen, suchte meine alte Ferienhose und den Strohhut vom Vorjahre und setzte mich mit meinen Leuten zur Suppe. Nach dem Essen nahm ich Art, Breithaue und Wurzelhacke auf die Schulter und schickte mich zur Arbeit.

„Wo gehst denn hin?“ fragte die Mutter.

„In die Eben hinter, ins Wunderwirken...“ sagte ich, und bog schon um die Ecke.

Auf der Ebenwiese hieß ich gleich einem verwachsenen Ameisenhaufen den Kopf ab; das war der Anfang des Wunders.

Ich wußte selbst noch nicht, was ich eigentlich wollte. Arbeiten, mühen und müdwerden, das hatte ich als Sicheres im Sinn. Als ich aber über die Ebenwiese hinsah, ward ich mir gleich eines schönen Zweckes bewußt. Die Ebenwiese starnte von Steinen und Brombeerbüschen, Wachholberstäuden, Maulwurfshügel und Bürstlingsflecken, und der spärliche Graswuchs war von hohem Heidekraut überwuchert. Ich wandte in die Ränste und fällte zum zweitenmal eine alte Wachholberin, die ich sogleich auf einem Bürstlingstraßen verbrannte. Eine Staupe um die andere irrte ich an, fällte sie und warf sie ins Feuer. Ach kam mir vor wie ein Reiter der Siedelzeit, als die Ebenwiese noch Wald war und die Dörfler noch mit Wölfen und Bären rangen. Wölfe und Bären gab es zwar nicht mehr in den weiten Wäldern rings um die Ebenwiese, aber die Wipfel raunten noch wie damals und dieses Wipfelrauschen und hohe Brausen nahm ich für die Weisheit der Edda, deren Heimland wir nicht zu schauen vergönnt war.

Im Talgrund rann die Röhrnach. Das ist der Göttael, dachte ich mir.

In den Wäldern am Eschenberg und am Eisenstein zogen weißblaue Rauchsahnen von den Holzfeuer zu Höhen. Und ich dachte weiter: In diesen Wäldern haugen die Darlekarlern.

So hatte ich alles, was ich wollte; das Mutterland der Edda, den Göttael und die Darlekarlern, wenn auch nicht wirklich, so doch in der Einbildung. Und die ist oft besser als die Wirklichkeit. Warum hören denn die Liebesgeschichten immer dann auf, wenn sich der Held und die Heldin bekommen haben? Etwas deshalb, weil dann nichts Schönes mehr kommt? Und ist nicht jede Erfüllung auch immer das Grab einer Hoffnung? Vielleicht war der Röhrnerbach gerade so schön wie der Göttael; und die Holzhauer am Eschenberg waren vielleicht



ebenso sehenswert wie die Darlekarlier da oben im Nordland.

Das eine war mir gewiß: meine schöne Einbildung kostete mir keinen roten Heller, und ich konnte mir alles so herrlich ausmalen, als ich nur wollte. Wer hatte mir etwas einzureden? Was hatte unser Studienrektor vor ein paar Tagen vom „Becher der Freiheit“ gesagt? Wo: das nicht schon ein Tröpflein vom „Wein des Wissens“?

Wieder warf ich einen Wacholder ins glühende Feuer, daß die Flammen frisch aufsprakelten und die Rauchschrauben wie ein Wolkenbruch über die Eben wälkten. Ich stülpte die Aermel auf und riß einen Stein aus dem Rasen; in das Loch stürzte ich einen Maulwurfschädel und trat die Erde fest. Wo ein Stein bei Stauden lag oder aus dem Bürtling lugte, nahm ich ihn auf oder riß ihn aus und trug ihn zur Markscheide; dort schichtete ich sie zum Walle, der meine Wunderwiese umfrieden sollte.

Vom Böhmwiesel hernieder rann ein Wasserlein zu meiner Eben, daß sie weithin verschumpfte, weil es den Becher „der Freiheit“ und die „offenen Türen der Welt“ nicht recht zu brauchen wußte, so daß es richtig „verschumpfte“. Ich hieb mit der Breithaue am Steinwall entlang einen Graben, und das Wasserlein wälzte sich gleich wohlig darin. Wie willig war es! Es folgte jedem Spatenhieb und lief mir nach bis zum Heiderasen in den ich seinen Lauf endlich lenkte.

So verging mir der erste Feiertag, so der zweite, der dritte; so vergingen mir sieben Wochen. Und ein Tag war wie der andere.

Wohl stand ich manchmal auf die Breithaue gestützt und betrachtete die blutigen Schwielen in den Handflächen und jann an die Freunde, die jetzt am Garrahe, an der Riviera oder im ewigen Rom das väterlich Geld verpußten. Ha, was würden sie sagen, wenn sie mich hier bei solcher Arbeit sähen in dem Zustand unseres Vaters Adam, aber nicht im Paradiese, sondern nach dem Sündenfalle: „Am Schweisse deines Angesichtes . . .!“ Wohl zweifelte ich manchmal selbst am Gelingen meines Wunders; denn die Eben war groß und der Stein, der Maulwurfschädel und Stauden gab es unzählige darauf. Aber wie hieß es? „Sauere Wochen — frohe Feste!“ Dann schob ich den Hut wieder ins Genick, warf einen Blick zum Götaelf in den Talgrund und einen zu den Feuern der Darlekarlier am Eichenberg, spuckte in die Fäuste und schwang die Haxe in den dünnen Bürtling, während in den Wipfeln der Wälder rings die Geheimnisse der heiligen Götter schauerten.

Bei den Dörflern nahm die Meinung überhand, ich könnte richtig meinem Vetter Heinrich nachgeraten, weil nur ein Narr den Kampf gegen Bürtlingsbänke und Steinhöden, gegen Wurzelstöcke und Staudenwerk aufnehmen könnte.

Aber am 49. Tage war das Werk getan. Die Ebenwiese war jetzt wirklich eben und eine Wiese. An diesem Tage begab es sich, daß mich der Briefträger suchte. Weil ich nicht daheim war, begab er sich zu mir auf die Ebenwiese; denn er hatte etwas zum Unterschreiben. Es war eine Postanweisung. Ich hatte nämlich an den Abenden, wenn ich nicht arbeitete, Gedichte gemacht und fortgeschickt; und für diese Gedichte erhielt ich so viel Geld, daß ich die Reise nach Norden leicht hätte machen können.

Wer war glücklicher als ich?

Der Postbote staunte über mein Siebenwochenwerk hin und sagte: „Da wenn jetzt Kunstdünger daraufkäme,

das müßte eine Wiese werden wie . . ., wie ein Wunder . . .“

So ging ich am fünfzigsten Tage wieder nicht zu den Darlekarliern, sondern zum Handelsmann und kaufte für das erste selbstverdiente Geld, mein erstes Dichterhonorar — Kunstdünger, lauter Thomasmehl. Und an einem Nebeltage ging ich wie der gute Sämann über die Ebenwiese und säte den schweren, schwarzen Dünger. Und wartete auf das Wunder.

Und das Wunder geschah.

Aber nicht mehr in diesem Jahre, denn es war schon Herbst und keine Zeit mehr zum Grünen und Blühen. Es wurde ein Pfingstwunder.

Als ich im nächsten Jahre zur Sommer Sonnenwende wieder heimkam, war mein erster Gang zur Ebenwiese. Und was ich da sah, überwältigte mich, daß ich vor Entzücken fast weinte. Mit der Ebenwiese war wirklich ein Wunder geschehen. Die ganze weite Fläche, auf der sich vor Jahresfrist noch Bürtling und Heiderich um den Vortrang stritten, wogte und wälzte in lauter Alee. Rotklee, Goldklee und Weißklee drängten sich in hohen, weiten Büchten über die ganze Wiese hin, obwohl kein einziges Klee Körnlein gesät wurde. Das war wirklich ein Wunder! Woher kam doch der Klee, der schöne, blütenstrotzende Klee?

Es kam wie alles Gute und Schöne in der Welt. Unzählige Sämlin flogen in Lüften und lassen sich suchend zur Erde nieder. Wo der Boden bereitet ist, gehen sie auf und gedeihen; wo das Erdreich dürr und geizig ist, verkümmern sie und gehen zugrunde. So ist es mit den Menschen und so mit den Wiesen.

Tauchzend warf ich mich zur Erde und sah das Wiesenwunder und hörte das Summen der unzähligen Immen, die mit goldenen Honigklümpchen von Blüte zu Blüte plusterten.

Es war wirklich ein Wunder: Aus der schlechtesten Wiese meines Vaters war eine beste geworden. Warum? Weil er nicht soviel Geld hatte, mich auf die Lustreise zu den Darlekarliern zu schicken. Dafür kann er jetzt, durch den vielfachen Mehrertrag der Ebenwiese, einige Ochsenlein mehr füttern denn früher, und das macht alljährlich ein schönes Sämmchen. Das ist zwar nicht die Hauptsache, aber man muß heutzutage auch mit solchen Dingen rechnen.

Mir erfüllt sich das Wiesenwunder mit jedem Jahre neu. Jedes Jahr um die Sonnenwendzeit liege ich ein Strindlein oder mehr bei der Eben hinten und lasse mir die Wundergeschichte von den fleißigen Bienen wieder erzählen. Nur in den letzten Jahren konnte ich, durch den Krieg ferngehalten, nicht zu meiner Wunderwiese kommen. Aber ich habe doch in Treuen an sie gedacht und nun diesen Bericht zu bleibendem Gedächtnis niedergeschrieben. Vielleicht gefällt er auch anderen Leuten, weil es ja doch eine recht seltsame und deutungsreiche Geschichte ist. Und was das Beste ist: wahr ist sie auch Wort für Wort, nicht bloß erdacht und eingebildet, etwa so, wie ich mir den Röhrerbach, Götaelf und die Holzer am Eichenbach als Darlekarlier einbildete, weil mein Vater kein Geld hatte. Die Wiese ist heute noch so wie im ersten Wunderjahre; ist nicht viel schlechter geworden, wovon sich männiglich überzeugen kann. Es soll ja überall so sein auf der Welt: Wo das Unkraut einmal gründlich, mit Stumpf und Stiel, ausgerottet ist, gedeiht das Gute von selbst und bleibt immerdar, wenn man ihm nur ein wenig nachhilft.



## Brief-Kasten.

An viele: Ersuchen um baldige Einsendung der noch ausstehenden Abonnementsbeträge. — Weingarten: Zuwendung — silberner Rosenkranz, silberne Kette und Staniol — erhalten. Herzlichstes Vergeltis Gott. Möge Gott diesen Missionseifer reichlich belohnen! — Ehingen, 30 M als Dank. — Ungenannt: Betrag für dringende Missionszwecke erhalten. Dank für vielfach erlangte sofortige wunderbare Hilfe. — Völlenberg, Betrag erhalten und Adresse geändert. — Lautenbach, Betrag erhalten. — Reischach, F. H. Brief mit Einlage dankend erhalten und nach Meinung besorgt. — Burmannsquad, 100 M Alm. — Weismain, 100 M Missionsalm. — Rippenhausen, R. Z. Dank d. hl. Antonius. — Ungenannt, 100 M als Dank für glückliche Operation. — St. Rupprecht, 50 Kr. als Dank. — N. N. Adele, 10 Kr. — Deblarn, 100 Kr. Miss. Alm als Dank. — Allersheim, 10 M als Dank d. hl. Josef, Antonius, Mutter Anna und Rita für Erh. i. schw. Leiden. — Herberlingen, D. hl. Josef u. Antonius haben in versch. Anliegen geholfen. — Altdorf 20 Fr. i. einem Anliegen. — Altdorf 5 Fr. als Dank. — Gstavager 25. Fr. — Antoniusbrot und Gaben zur Taufe von Heidentindern sind teils als Dank, teils als Bitte eingegangen: Graz, Josef und Antonius. — Rammingstein, 25 Fr. Heident. — Graz. — Birnbach, Pfarramt: Georg und Cäcilia, Heident. — Neustadt G. Josefine. — Würzburg, 2 Hdt. — Stauten, Hdt. — Donaueschingen Pfarramt: 92 M f. 2 Hdt. und Studienfond. — Ungenannt 16 M. — F. D. Bajel, 20 M. Altdorf, Maria Johanna. — Frankfurt a. M. Hdt. — Ungenannt, 15. Fr. — Staus W. 25 Fr. Josef Anton. — Sch. Th. 35 Fr. Heidt. Josef u. Ant. Brot. — Würzburg, F. H. 25 M Maria Josefa. — Gerchsheim, Maria Franziska und Georg Michael. — Allen leben Wohltätern für alle Gaben ein herzliches Vergeltis Gott!

### Gebetsempfehlungen.

Gottes Glück und Segen im Berufe und zum Eintritt in den hl. Ehestand. Glück und Segen in der Familie. Glückliche Lösung wichtiger Familienangelegenheiten. Hilfe in Geldverlegenheit. Glücklicher Ankauf eines kleinen Heimwesens oder gute Miete eines solchen. Glückliche Standeswahl. Eine schwer nervenranke Person. Erlangung einer guten Stelle. Verhütung einer Mißhehe. Unterstützung einer armen, kinderreichen Familie. Dauernder und guter Verdienst eines armen Familienvaters. Gesundheit und Frieden in der Familie. Seelenfrieden. Gute Kindererziehung. Glück im Studium. Hilfe in mehreren großen Anliegen.

### Danksgagen.

„Durch die Fürbitte der hl. Rochus und Sebastianus vor anstehender Krankheit verschont geblieben.“ „Der hl. Familie und den hl. Schutzengeln für erlangte, fast wunderbare Hilfe, herzlichen Dank.“ „St. Antonius hilft! Ein Dechant vergaß in der Elektrischen in Wien ein wertvolles Ledertäschchen mit hl. Sachen als Inhalt; gleich machte er das Gelöbnis zu Ehren des hl. Antonius, eine hl. Messe zu lesen ... und siehe da! Schon am nächsten Tage war die Tasche im Fundbüro ganz unverfehrt zu erhalten; der hl. Antonius hat schon so oft und auch diesmal wieder geholfen. Er ist der beste Helfer für verlorene Sachen.“ „Das heiligste Herz Jesu hilft! Im Jahre 1913 übernahmen wir an einem fremden Kurorte ein kleines Hotel, mußten aber mehr als die Hälfte des Kaufpreises schuldig bleiben. Da aber das Geschäft im Hause gut ging, so hofften wir innerhalb 10 Jahren der Schulden Herr zu werden. Das war aber eine verfehltete Rechnung! 1914 brach im Anfang der Saison der Krieg aus und das Geschäft stand still. Einnahmen gab es keine mehr, aber dafür große Ausgaben für Familie, Zinsen und Möbel, die wir hatten anschaffen müssen. Zudem wurden wir ganz unschuldig in einen großen Prozeß verwickelt. Unsere Gegner hatten es auf unseren Ruin abgesehen. Es gelang ihnen auch, es durchzusetzen, daß wir innerhalb kurzer Zeit an unsere 8 vermöglichen Gläubiger 35 000 Fr. zurückzahlen sollten. An Kredit war in diesem

Augenblicke nicht zu denken. In dieser mißlichen Lage wandten wir uns ans göttliche Herz Jesu, verrichteten eine neuntägige Andacht und versprachen die Taufe eines Heidentindes. Noch waren die 9 Tage nicht verstrichen, so wurde uns obige Summe von einer Seite angeboten, von der wir niemals Hilfe erwartet hätten. Dank ohne Ende sei dem lebenswürdigsten Herzen Jesu! ... „Deffentlich Dank dem heiligsten Herzen Jesu, dem hl. Josef, Antonius und Judas Thaddäus für erlangte Hilfe bei schweren Seelenleiden.“ „Aus dankerfülltem Herzen möchte ich jedem, den ein Kreuz drückt, sagen: Geh zum hl. Josef und Antonius; sie helfen dir sicher!“ „Dank für schnelle, wunderbare Hilfe bei einer schweren Augenoperation.“ „Mein drei Jahre altes Töchterchen war schwer an Grippe erkrankt! Arzt und alle, die es sahen, hatten die Hoffnung aufgegeben. Wir beteten zur lieben Gottesmutter, zum hl. Josef und den armen Seelen und auf deren Fürbitte hin wurde es plötzlich in einer halben Nacht so munter, daß es wieder alles essen konnte, was man ihm reichte und fröhlich plauderte.“ „Dank dem hl. Antonius für Erhörung in einem Anliegen.“

### Dank und Bitte.

Wernsdorf, Böhmen, Heiligentreu, Bad-Hall, Baden b Wien, Bz, Hopfgarten, Petersdorf, Blons, Wien, Lilienfeld, Götting, Schenkenfelden, Kirchberg a. Weßel, Altenberg, Trautenu, Stöfing, Michaelbeuern, Zwetl, Wien, Obrißberg, Niederhill, Haidershofen, Rammingstein, Dobel, Briinn, Safenau, Altdorf, Weibern, Manning, Wolfsberg, Sieghartskirchen, Weiz, Graz, St. Rupprecht a. d. Raab. Wohlfurth, Steyr, Graz, Weng b. Admont, Schoppennau, St. Marienkirchen a. d. Polsenz, Stangendorf, Eggerding, Straden, Graz, Würzburgschlag, St. Stefan im Rosenthal, Windheim, Römbris, Bamberg, Rotten, Burmannsquad, Ludwigshafen, Wehr, Reichau, Kirchdorf, Allfeld, Tegernbach, Alm, Ofenburg, Würzburg, Sondernau, Verach, Rottweil, Schleiffstadt Gl., Oberneufkirchen, Schlier, München, Königsfeld, Rohrbach, Hofstetten, Augsburg, Hedendahlheim, Hependorf, Geisa, Wildhaus, Berghaus, Mnoles, Altranenbad, Hausen, Baldwil, Weggis, Sonderhofen, Himmelfstadt, Würzburg, Speyer, Bamralfingen, Frankfurt a. M., Ehingen, Schluttenbach, Gottenheim, Gengenbach, Gerlau, Zermatt, Zürich, St. Rupprecht, Nisch, Dallenwil, Wollerau, Muri, Uttinghausen, Blatten, Pfäfers, Zugwil, Wohlen, Salach, Würzburg-Grombühl, Sögel, Hirblingen, Hochdorf, Büchenau, Leonberg, Oberwollenbach, Bernarz, Isrlingen, Hauach, Allersheim.



Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Hedwig Hödl, Fürstfeld. Johanna Müller, Leisnig. Anton Hambaumer, Murau. Theresia Kaufmann, Feldbach. Josef Samt, Feldbach. Maria Gruber, Frohnleiten. Juliana Baier, Dobel. Josefa Kober, Gleisdorf. Ehrw. Sr. Marija Nikolaja, Laibach. S. H. Joh. Schod, Pr., Zwetl. Ehrw. Schw. Camilla, barmh. Schwester, Linz. Sr. M. Kongina, barmh. Schw., Linz. Sr. Laurentia Majs, Schulschwester, Linz. Anna Kessel, Friedland. Sr. H. Karl Müller, Pr., Thüringen, Josef Purner, Altenberg. Klipp Stumbauer, Rainbach bei Freistadt. Johann Gruber. St. Marien bei Neuhofen. Maria Tagwerker, Linz. Anna Leodolter, Wien II. Anna Mohr, Wien. Anna Pichler, St. Peter bei Aspang. Karl Bischof, Stiering. Anna Blaha, Ofegg, Böhmen. Fr. M. Köf, Wien. Maria Maier, Weng, Stmk. Sr. H. Alois M. Fischer, Innsbruck. Rosa Kampenhuber, Linz. Maria Handlos, Wien. Josefa Wiedermann, Klosterneuburg. Katharina Blumauer, Stöfing. Alois Geschwend, Thierwil. Balbina Bradbeck, Thierwil. Theodor Keel, Altdorf. Frau Heller, Arlesheim. Aloisia Knobel, Altdorf. Emilie Döbele, Sarmendorf. Angela Hanhart, Degersheim. Katharina Reisch, Schwamendingen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Frankischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.